Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 31 — Leipzig, den 4. August — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Der Segen des Vaters und der Mutter — Jan Maclarens Theologie: 4. Die Sünde; 5. Kreuz und Auferstehung; 6. Gott-Vater; 7. Glaubensbekenntnisse; 8. Schluß — Nolimetangere — Von der vierzehnten internationalen Konferenz der Christlichen Jünglingsvereine in Basel — Die Religion der Drusen. Erste Hälfte — Glaube und Theologie — Weshalb die Christen Christen sind. Ein kleiner Nachtrag — Verschiedenes: Zu dem Artikel über die Erdarbeiter — Fürst Bismarck tot — Anzeigen: Vierzehnte Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins; Jubiläumsfeier der Innern Mission in Wittenberg

Der Segen des Vaters und der Mutter

In den heißen Sommermonaten verließ ich die große Stadt und gelangte, als der Tag sich neigte, zu einem einsamen am Fuße des Gebirges gelegnen Ort, wo ich zu verweilen beschloß. Welch ein Unterschied! Statt der drückenden Luft der glühenden Straßen wehte mich der frische, kühlende Athem der harzigen Fichtenbäume an; statt des Gerassels und Lärmens der Wagen eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz andrer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte, sah ich den Eigentümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weißen Haaren, der alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoß Blumen und Kräuter. Ich habe schon Vorteil von Ihnen, sagte er; Sie haben einen Thermometer aufgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme, und weiß dann, ob ich viel oder wenig begießen muß. — Es ist wohl ein guter Boden? fragte ich. — Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume; es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stößt, so hört das Wachstum auf, und sie fangen an, langsam abzusterben. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht. — Er that den ganzen Tag nichts, als daß er den Garten besorgte. Dieser war von mäßiger Größe, umfaßte das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Walnußbaum breitete seine Aeste über die Landstraße, an der das Haus lag. Auf der andern Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen: er war in guter Ordnung, d. h. wohlgehalten, aber zugleich in größter Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt untereinander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht alles nennen. Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andre von spanischem Flieder. Stachelbeersträucher verengten noch den schmalen Pfad, und wo außerdem ein Plätzchen übrig war, standen Blumen aller Art, hochstämmige Rosenbäume, Levkoyen, Lilien, bis zu den Orangen-, Lorbeer- und Myrtenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunst stehen, von allen Farben. Da ist auch ein seltnes, fast ganz schwarzes, sagte er, das ich erst aus der Stadt erhalten habe. Der Garten sah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine große Krämerbude, wo Alles neben einander aufgestellt ist, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüßte und erzählte gerne. Das treibe ich nun seit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Manne gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann pflegen muß. Was in dem Garten steht, verkaufe ich alles; die Leute wissen, was ich habe, und daß sie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, so holen sie die Blumen bei mir. Ich bin sparsam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zusammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich schon jetzt darüber, daß es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Not helfen wird.

Auf derselben Landstraße etwas weiter hinauf stand eine ärmliche, sichtbar in Verfall geratene Hütte. Sie gehörte einer schon ziemlich bejahrten Witwe, die ich öfter abends nach Hause kommen sah. Sie schien stets etwas auf dem Arm zu tragen, das sie auf den Hof nebenan legte, bevor sie zur Thür einging. Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. Wir haben ein kleines Feld, sagte sie, von dessen Früchten wir Viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hof gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, daß wir notdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen: für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht. — Aber was tragt Ihr da auf dem Arm? — Ach, Herr, sagte sie und reichte mir einen Stein, seht, wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten, als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viele der Art aufeinander liegen. — Aber was wollt Ihr damit anfangen? — Das will ich Euch sagen. Unsre Hütte verfällt, und wir sind nicht imstande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich tot bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nötig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, die ich zusammengetragen habe, aufeinander legen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf.

Wilhelm Grimm

Die Erzählung findet sich in einer Sammlung zum Besten des Friedhofs der evangelischen Gemeinde Graz in Steiermark. Berlin 1857.

Jan Maclarens Theologie

4. Die Sünde

Wenn Watson an einer Stelle des vorigen Abschnittes sich weigert, den Herrn „in Wettbewerb mit andern Lehrern zu bringen," so will er doch damit nicht jede vergleichende Betrachtung in der Religionsgeschichte ausschließen. Es würde auch schwer zu begreifen sein, was die Person des Herrn dabei verlieren sollte. Daß Jesus in erster Linie „eine Offenbarung für die Seele" ist, darüber kann unter Christen kein Streit sein. Warum er aber als geschichtliche Erscheinung nicht „Gegenstand des Studiums" sein soll, sieht man nicht recht ein. Man kann es ihm getrost überlassen, ob er nicht doch die Menschen, die sich mit sittlichem Ernst — das ist freilich conditio sine qua non — bemühen, ihn kennen zu lernen, heute wie einst von der Erkenntnis: Er ist der Propheten einer! weiter führen wird zu dem Bekenntnis: Du bist des lebendigen Gottes Sohn! — Uebrigens gerät Watson ganz von selbst in die vergleichende Betrachtung hinein, und zwar in dem Kapitel über die Sünde.

„Die Kardinalfrage ist die von der Sünde," sagt Amiel mit seinem feinen ethischen Gefühl; und wenn es ein wesentliches Erfordernis für jede Religion ist, daß sie sich mit der Sünde befaßt, so giebt es, außer dem Judentum als einem vorbereitenden und prophetischen Glauben, nur zwei Religionen. Die eine ist das Christentum und die andre der Buddhismus, und die Jünger Jesu brauchen einen Vergleich nicht zu fürchten. . . . Buddha identifizirte das Böse mit den materiellen Einflüssen des Leibes, als ob ein körperloser Geist nicht stolz und neidisch sein könnte; Jesus führte das Böse auf den Willen zurück und ignorirte den Leib. Buddha will die Seele durch ein Leben stillen Nachdenkens erziehen, als ob Unthätigkeit die Luft wäre, in der ein Charakter wächst. Jesus dringt auf Handeln, auf unablässiges, eindringendstes Handeln. Schließlich bot der große Weise des Ostens die Hoffnung, der individuellen Existenz zu entrinnen, als ob das der letzte Lohn für die geprüfte Seele sei; unser Meister versprach Vollendung im Himmelreich. Beide Systeme haben das tiefste Bedürfnis der Menschheit erkannt, und das ist ein günstiges Zeichen: sie unterscheiden sich aber in den Mitteln zur Abhilfe. Der Buddhismus kommt bis zur Zerstörung der Krankheit und der Vernichtung des Kranken. Das Christentum umfaßt die Zerstörung der Krankheit und die Rettung der Seele. Am strengsten Maßstab gemessen, den es für eine Religion giebt, bleibt Jesus allein von allen Meistern übrig: er erlöst „sein Volk von ihren Sünden." (89 f.)

Dies Kapitel über die Sünde ist eins der besten in Watsons Buche. Das will etwas sagen. Es giebt kaum ein Thema, von dem so viel bequeme Wege ins Land der Phrase führen, wie dies. Dabei ist nirgends die Phrase widerlicher als hier. Es ist nur zu wahr, was einmal ein in den letzten Jahren vielgenannter Mann gelegentlich aussprach: Man merkt gar oft den Leuten, die von der Sünde reden, an, daß sie vergessen haben, daß die Sünde doch immer etwas bleibt, dessen man sich zu schämen hat. Es giebt in der That wenige Worte, die so oft ohne Maß und Ziel, so ohne Takt und Diskretion gebraucht werden, wie gerade dieses, das wir freilich in der Sprache der Religion nicht entbehren können. Es ist hier, wie so oft auf andern Gebieten: der häufige Gebrauch eines Wortes muß den Mangel an wirklich empfundnem Inhalt verdecken. Das gilt von „Tugend" wie von „Sünde"; nur ist die sittliche Gefahr im letztern Falle größer. Geradezu abstoßend wirkt darum die große „Litanei" in der Liturgie der englischen Staatskirche. Noch heute tönt mir das unzählige male wiederholte: Have mercy upon us, miserable sinners! eines biedern Mannes in der Paulskathedrale zu London in den Ohren — es lag so viel Behagen und Gemütlichkeit in der Stimme.

Sünde ist kein metaphysischer, sondern ein sittlich-religiöser Begriff. Das steht auch Watson fest. Wenigstens zeigt sich das in all seinen Ausführungen, wenn es nicht schon deutlich genug in der Kapitelüberschrift (sin an act of self-will) gesagt ist. Er weiß, daß die Sünde vor dem Forum der Philosophie anders aussieht als in den Augen des einfachen religiösen Gemüts.

Die Philosophie hat sich meist durch ihre eifrige Beschäftigung mit dem sittlichen Problem ausgezeichnet, aber sie ist sichtlich durch besondre Umstände gehemmt gewesen: sie befand sich in der Lage eines Gerichtshofes, der nicht auf den ganzen Umfang des vorliegenden Falles eingehen kann. Ist die Sünde nur ein Defekt, dann ist die Philosophie der Sache gewachsen. Aber es ist doch wenigstens möglich, daß sie eine Kollision mit dem Willen Gottes ist; dann kann die Philosophie nicht helfen. Geistliche Angelegenheiten liegen nun einmal jenseits ihrer Jurisdiktion: sie gehören in das Gebiet der Religion. Im Gesichtskreis der Philosophie ist die Menschheit nicht vom rechten Wege abgewichen — sie ist einfach noch nicht am Ziele angekommen: die Menschheit ist nicht krank — sie ist nur kümmerlich entwickelt. Dies Urteil . . . muß einem ernsten Sinn immer seicht und unwürdig vorkommen. Es erzeugt das Verlangen nach Religion. Wenn deine Brust eng ist, so gehst du zu einem Heilgymnastiker; ist sie krank, so gehst du zu einem Arzt. Es ist leicht, die Brusthöhle um drei Zoll zu erweitern; weniger leicht ist es, die Bazillen in der Lunge zu töten. Es kann in der That von keiner wirklichen Rivalität zwischen Philosophie und Religion die Rede sein, denn die erstere kommt nicht über die Hygiene hinaus, und die letztere muß mindestens mit der Heilkunst beginnen. (88 f.)

Es ist eine sehr gesunde Erkenntnis, daß der Sünde gegenüber alles darauf ankommt, daß man sie wirklich anfaßt. Watson spricht daher seine Ueberzeugung dahin aus: Jesus hat mehr gethan, als alle, die über die Sünde geschrieben haben, selbst wenn er nie ein Wort darüber gesagt hätte. Denn sein Leben hat die Sünde für immer an den Pranger gestellt. Auffallend ist es jedenfalls, daß Jesus verhältnismäßig selten das Wort Sünde gebraucht zu haben scheint. Er hat dadurch um so tiefer gewirkt. Er kannte die Menschen. Denn es ist so wie Watson in seiner sentenziösen Art sagt:

Definire die Sünde mit der allergrößten Genauigkeit, und man wird sie leugnen; sei still, als ob du von Sünde überhaupt noch nie gehört hättest, und man wird sie bekennen. (87)

Man macht heutzutage den Vertretern der neuern Theologie mit Vorliebe den Vorwurf, daß sie nicht wisse, quanti ponderis sit peccatum. In den Predigten ihrer Anhänger glaubt man gerade an diesem Punkte ein Manko konstatiren zu müssen. Vielfach wohl, weil darin mit dem Gebrauch des Wortes Sünde sparsamer verfahren wird; aber es ist auch gewiß nicht zu leugnen, daß es unter den „Modernen" Leute giebt, die es wirklich noch nicht in der ganzen Tiefe erlebt haben, was es um die Wucht der Sünde ist. Allein das ist doch ein Mangel an christlicher Erfahrung, der wahrhaftig nicht an eine bestimmte Richtung gebunden ist und ganz gewiß auch bei „Altgläubigen" sich findet. Aber andrerseits — fordert uns denn nicht eben Jesu Verhalten auf, anstatt der alten, aber nicht gerade bewährten Methode, die Leute durch billige Strafpredigten in stumpfsinnige Ergebung zu versetzen, auf **positivem** Wege das Sündenbewußtsein zu wecken, d. h. dadurch, daß man das Gute einfach darstellt und wirken läßt? Bei ruhiger sachlicher Ueberlegung wird sich zeigen, daß eine Differenz zwischen den beiden Richtungen nur in der äußern Behandlung der Sünde besteht. Und da sollte man doch abwarten, was die Zeit lehrt. Ernste Christen sollten überhaupt soviel wissen, daß bei aufrichtiger Hingabe an Jesus Christus die rechte innere Stellung zur Sünde so selbstverständlich ist, wie die Wärme an der Flamme.

5. Kreuz und Auferstehung

Es giebt einige Thatsachen, an denen auch für den Nichtchristen die weltgeschichtliche Größe Jesu Christi wenigstens äußerlich offenbar werden kann: die eine ist die, daß die „christlichen" Völker der Erde mit seiner Geburt eine neue Aera anheben lassen; die andre ist die Verwandlung des Kreuzes aus dem römischen Galgen in das christliche Symbol par excellence und Siegeszeichen. Beides ist zweifellos bedeutungsvoll genug; aber da das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, so wird ein Christ nie besondres Gewicht darauf legen. Zudem ist selbst in der Christenheit das Bewußtsein von der kolossalen Bedeutung jener Umwertung des heidnischen Schandpfahles längst verschüttet: mit der Verweltlichung des Christentums hat auch das Kreuzeszeichen viel von seiner innigen Bedeutung verloren. Nicht bloß die Gläubigen, auch die Gleichgiltigen, Spötter, achselzuckenden Skeptiker und die christlichen Pharisäer und Sadduzäer tragen es heute — als Schmuck.

Vielleicht hat die Einfachheit des Symbols uns blind gemacht gegen seine ernste Bedeutung. Die Kunst z. B. hat mit sicherm Instinkt für sittliche Schönheit sich des Kreuzes bemächtigt und es idealisirt. Es wird in Gold gearbeitet und um den Nacken der leichtherzigen Schönen gehängt; es wird auf den kostbaren Einband von Bibeln geprägt, die in Equipagen zur Kirche gefahren werden; stolz ragt es empor auf Kirchen, die mit gemächlich dahinlebenden Leuten gefüllt sind. Maler haben sich an „Kreuzigungen" gemacht, und ihre eindrucksvollen Kunstwerke werden von Personen kritisirt, die die Dornen an der Krone

rühmen, aber nicht ganz befriedigt sind von dem Ausdruck auf Jesu Antlitz, und dann wieder zu ihren Vergnügungen zurückkehren. Komponisten haben das bittere Leiden Jesu in stattlichen Oratorien verarbeitet, und ein fashionables Publikum wird bis zu Thränen gerührt. Man hat Jesu das Kreuz aus den Händen genommen und es in Blumen erstickt — es ist zu etwas geworden, das er streng zurückgewiesen haben würde: zu einer Quelle gefälliger Ideen und angenehmer Stimmungen. Als Jesus das Kreuz seinen Jüngern zur Rettung darbot, dachte er gewiß nicht an ein Gefühl, durch das Niemand in seinem gewohnten Leben gestört wird. . . . (118 f.)

Das Kreuz gehört zu den Märtyrern des Christentums. Nicht nur weil die Kunst auf seine ursprüngliche Kraft eine paralysirende Wirkung geübt hat. Vielleicht noch mehr hat das Kreuz unter den Händen der theologischen Theorie auszustehen gehabt. Unermüdlich haben die Theologen versucht, es in seinem innersten Wesen umzubringen, die „göttliche Thorheit des Kreuzes“ in menschliche, theologisch=juristische Weisheit umzuarbeiten. So hat sich um das Kreuz der theologische Schutt fußhoch aufgeschichtet, und gar Mancher kann sich nur mühsam den Weg dahin bahnen. Denn der traditionelle Religionsunterricht schleppt geduldig die halberstarrten theologischen Fündlein weiter — ein Zustand, der nur dadurch ein wenig gemildert wird, daß wirklich fromme Persönlichkeiten unter den Lehrern den spröden Stoff durch ihr eignes inneres Leben immer wieder zu beleben verstehen. Auch das Kirchenlied ist von dem Staube der Theorie nicht unversehrt geblieben, und es sind schließlich immer nur wenige begnadigte Gemüter, geistlich Arme und „Unmündige,“ die die volle Wirkung des Kreuzes Christi erfahren dürfen. Gott der Herr versteht es, trotz der Theologie die Herzen zu führen.

. . . Die theologische Wissenschaft hat eine unglückliche Tendenz gezeigt, das Kreuz zu monopolisiren, bis man das Symbol der Erlösung aus dem ethischen Rahmen der Evangelien herausgehoben und in doktrinäre Umgebung verpflanzt hatte. . . . Man hat von ihm zu viel in den festgeprägten Ausdrücken der Rechtfertigung und Versöhnung gesprochen. . . . Es ist ein Unglück gewesen, daß man das Kreuz in tiefsinnige Spekulationen über die göttlichen Absichten und die ewige Gerechtigkeit hineingezogen hat. Wenn die Theologen ihr letztes Wort über das Kreuz gesagt haben, so ist es ein unverständliches Geheimnis für den gemeinen Mann; wenn Jesus sein erstes Wort darüber spricht, ist es ein klarer Pfad. Jesus hat sein Kreuz nicht als eine Genugthuung an Gott beschrieben, sonst hätte er kaum seine Jünger aufgefordert, es mit zu tragen; er sprach davon immer als von einer Wiedergeburt des Menschen, und darum erklärt er, wenn Jemand sein Jünger sein will, so muß er es täglich tragen. Die Theologie hat ihr eignes Gebiet, das ist die Theorie; die Religion hat ein andres: das ist das Leben, und das Kreuz gehört in die Religion. (119 f.)

Man kann aber nicht vom Tode des Herrn reden, ohne auch seiner Auferstehung zu gedenken. Watson äußert sich darüber in einem Kapitel, das er „Ewiges Leben“ überschrieben hat. Der Kern des Auferstehungsglaubens ist ihm, daß Jesus „ewiglich lebt.“ Man merkt daraus schon, daß er die Frage der Auferstehung des Herrn in eine Ebene verlegt, die von den gegen die Berichte der Evangelien erhobnen Bedenken unberührt ist. Statt der Frage: „Wie kann man gewiß sein, daß Jesus bei Gott ist?“ (80) — die mehr für die Himmelfahrt und Erhöhung paßt, hätte man freilich die deutlichere erwarten sollen: Wie kann man gewiß sein, daß Jesus **lebt**. Indessen ist die Verbindung leicht hergestellt. Watson antwortet darauf:

Es giebt vier Beweislinien. Die erste verläuft so, daß man zuverlässiges Beweismaterial dafür beibringt, daß Jesus aus Josephs (von Arimathia) Grabe aufgestanden ist — die ist für den **Juristen**. Die zweite ist historischer Art: die Existenz der christlichen Kirche — die ist für den **Gelehrten**. Die dritte ist mystischer Natur: die Erfahrung der Christen — die ist für den **Frommen**. Die vierte ist ethisch bedingt: die Art des Lebens des Herrn — die ist für **Jedermann**. Die letzte ist dem Sinn des Herrn am meisten verwandt, der gewohnt war, die sich selbst bezeugende Kraft seines Lebens zu betonen. Er lebt, weil er nicht sterben konnte. „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ (81 f.) . . . War dies Leben etwas, das durch den Tod ausgelöscht werden, oder das der Tod berühren konnte? . . . Wenn die niedrigste Form von Kraft, so sehr sie verwandelt oder degradirt sein mag, noch in irgend einer Gestalt oder an irgend einem Orte aufbewahrt wird, kann dann Jemand glauben, daß der Urheber des Lebens in dieser Welt an einem römischen Kreuze vernichtet wurde? Die Gewißheit der Auferstehung ruht im letzten Grunde nicht auf seinen vereinzelten Erscheinungen während der vierzig Tage; sie ruht auf seinem Leben während dreißig Jahren. Sein Leben lag außer dem Bereiche des Todes; es war **ewiges** Leben. (82 f.)

Man wird bei der Behandlung der Auferstehung des Herrn angesichts der Beschaffenheit der biblischen Berichte über diese Thatsache immer gut thun, von dem auszugehen, was der christlichen **Erfahrung** feststeht. Von da aus wird unter Christen immer irgendwie eine Einigung möglich sein. Es wäre ein erfreulicher Fortschritt, wenn man sich in der Christenheit endlich einmal darüber ganz klar würde, daß das bloße Nicht=Zweifeln an dem Wiederaufstehen des Leibes Christi schlechterdings noch nicht der christliche Auferstehungsglaube ist. Vorläufig ist dies freilich die eigentlich populäre Auffassung. Aber wir können und dürfen uns nicht dabei beruhigen, nur dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß gerade an diesem Punkte nur von unermüdlicher positiver Betonung des Wesentlichen ein Fortschritt zu erhoffen ist. Ehe wir nicht einen Mittelpunkt aufweisen, um den sich Alles dreht, können wir auch nicht erwarten, daß man Zentrales und Peripherisches, Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden lernt. Es giebt darum auch für Erziehung und Verkündigung kaum eine wichtigere Aufgabe, als die einfachsten Grundbegriffe des religiösen Lebens praktisch fruchtbar zu machen: „ewig“ und „Gott.“ An dem lebendigen Verständnis beider hängt die Gesundheit der Religion.

6. Gott=Vater

Sage mir, was du für eine Vorstellung von Gott hast, und ich will dir sagen, welche Grundlinien deine Weltanschauung hat. Es giebt Menschen, die, ohne sich dessen bewußt zu sein, in Gott einen großen eifersüchtigen, eifernden Theologen sehen; sie mögen im übrigen ganz gute Christen sein, aber man thut besser, ihnen aus dem Wege zu gehen. Nur sollte man ihnen gelegentlich die Frage vorlegen, wie sie sich denn die Universalität des Christentums vorstellen. Denn wenn es einem schlichten Mann im Leinenkittel schon unmöglich ist, einen Theologen zu begreifen, den er sieht, wie soll er das theologische Wesen begreifen, das nach einem Lehrbuch der Dogmatik unsichtbar die Welt regiert?

Wenn es selbstverständliche Wahrheiten gäbe, möchte man sagen: im Christentum versteht sich der Gottesbegriff von selbst. Gott ist für die christliche Frömmigkeit „der Vater Jesu Christi.“ Das genügt vollkommen, oder sollte genügen, für den weltumspannenden Denker, wie für das arme alte Mütterchen, das mit zitternden Händen seine Bibel hält. Freilich, das was jenen Namen zur frohen Kunde macht, darf auch nicht fehlen: **Unser** Vater.

Mit diesem einen Wort „Vater“ definirt Jesus in einem Augenblick das Verhältnis von Gott und Mensch. . . . Er versetzt den Gottesgedanken aus den (Theologen=) Schulen, wo man über die Souveränität Gottes diskutirt, an den häuslichen Herd, wo die kleinen Kinder mit Verständnis sagen können: Unser Vater! Es war ein glückliches Bild, . . . das uns lehrt, mit unwiderstehlicher Ueberzeugungskraft zu argumentiren: Was mein irdischer Vater nicht thun würde, weil es Unrecht ist, wird mein himmlischer Vater gewiß nicht thun; was mein Vater hier Gutes thut, das und mehr noch wird mein himmlischer Vater thun. Zugegeben, daß das anthropomorph gedacht ist — wie können wir anders, als von dem Guten in uns auf das Bessere in Gott zu schließen! (263 f.)

Je unmittelbarer das Wort „Vater“ mit all den tröstlichen Gedanken, die sich damit verbinden: Vertrauen, Schutz, überlegne Weisheit, unerschütterliche Treue, erziehende Liebe das Menschenherz ansprechen muß, um so unbegreiflicher ist es, daß man dies unerschöpfliche Kapital religiöser Gedanken so oft und so lange im theologischen Kasten verschlossen hat. So gewiß es ist, daß die Verkündigung von dem Vatergott der Inhalt des irdischen Wirkens Jesu war, so gewiß ist auch, daß nach wenigen Menschenaltern schon die offizielle christliche Theologie das Verhältnis zwischen Gott und Mensch fast nur noch unter dem juristischen Gesichtspunkte darstellte. Der Christ war nicht mehr das Kind im Hause des Vaters, sondern der Knecht im Hause des gestrengen Herrn. Auch heutzutage vermag die populäre christliche Frömmigkeit, protestantische wie katholische, noch nicht, sich ganz von dieser unterchristlichen Auffassung zu befreien und mit dem Gottvaterglauben wirklich Ernst zu machen. Nur in fossiler Gestalt bewahrte man durch die Jahrhunderte hindurch die frohe Kunde von Gott dem **Vater**, in den drei sogenannten ökumenischen Symbolen und im Vaterunser. — Watsons Blick

richtet sich bei Erwähnung dieses Sachverhalts naturgemäß auf die englische Staatskirche und seine eigne Kirchengemeinschaft.

Die anglikanische Kirche hat 39 Artikel, darunter einen über Eide, einen über die Höllenfahrt, einen über die Priesterehe, einen darüber, wie man Exkommunizirte meiden solle, aber nicht einen über den Gottvaterglauben. Die Presbyterianer haben ein Bekenntnis mit 33 Kapiteln, die in scharfsinniger Weise von großen Mysterien handeln, aber es ist keins darunter, das von Gott als dem Vater spräche. Man konnte ruhig zugeben, daß die Theologie Lehrsätze über Gegenstände formulirte, die Jesus nie erwähnt hat, wie die Erbsünde, und Theorien ausarbeitete über Thatsachen, die Jesus in ihrer schlichten Einfachheit ließ, wie sein Todesopfer. Diese Spekulationen gehören zu den Funktionen jener Wissenschaft, aber es ist unverzeihlich, daß man das Zentralthema der Lehre Jesu ignorirt und auf das allergeringste Maß reduzirt hat. Dies Schweigen, von den griechischen Kirchenvätern an bis zum Auftreten des modernen Broad Churchman, ist mehr als eine Unterlassung, es ist eine Häresie gewesen. (265)

Ist es keine Häresie, wenn man in Deutschland in manchen Kreisen immer noch nicht aufhören will, sich Gott als einen ordentlichen Professor der systematischen Theologie zu denken?

7. Glaubensbekenntnisse

Eins muß sich jedem Leser des Watsonschen Buches von der ersten bis zur letzten Seite aufdrängen: das ist die entschlossene Auflehnung gegen allen Intellektualismus. Das ist eigentlich die geheime Triebfeder des Ganzen. Darum wirkt auch das Buch wie der Seufzer der Erleichterung eines Menschen, der selber den Alpdruck des Intellektualismus gespürt hat und nun mit Staunen sehen lernte, wie weit Jesus davon entfernt war, dem Denken des Menschen irgendwelche Lasten aufzulegen. Ihre praktische Konsequenz hat diese Einsicht naturgemäß in der Stellung zum „Bekenntnis.“ Watson erkennt nur einem Glaubensbekenntnis (creed) die Autorität Christi zu, das ist die Bergpredigt. Er sieht in ihr eine sorgfältig ausgearbeitete, wohlüberlegte, zusammenhängende Aeußerung und nennt sie geradezu das Manifest Christi vor einer auserwählten Jüngerschar. Diesem Bekenntnis stellt er die später in der Christenheit entstandnen Glaubensbekenntnisse gegenüber.

Wenn man das Bekenntnis liest, das Jesus uns gegeben hat, und dann die Bekenntnisse, die die Christen gemacht haben, so muß sich einem ein gewaltiger Unterschied aufdrängen, und es ist ganz gleich, ob man das Nicänum herausgreift oder die Westminsterkonfession. Sie haben alle unter einander eine Familienähnlichkeit und eine Familienunähnlichkeit mit der Bergpredigt. . . . Sie bewegen sich in verschiednen Atmosphären. Wenn man das Athanasianum und die Seligpreisungen in Parallelkolumnen drucken wollte, würde man es schwer glauben, daß beide Dokumente eigentlich demselben Endzweck dienen, nämlich die Grundlage für die Jüngerschaft abgeben sollten. Nicht darauf kommt es an, daß sie in Einzelfragen variiren, . . . sondern daß sie auf verschiednen Grundauffassungen aufgebaut sind. . . . Wir alle kennen gewiß Manchen, der an der Bergpredigt gemessen für einen guten Christen gelten würde, aber ausgestoßen wird von den Bekenntnissen, und Viele, für die die Bekenntnisse ein breiter Weg sind und die Bergpredigt eine sehr enge Straße. . . . Denn was Jedem an der Rede Jesu auffallen muß, ist, daß sie nicht metaphysisch ist, sondern ethisch. (15 f.)

Jesus kam Alles auf die Bildung des Willens, des Charakters an; die Thatsache, daß den offiziellen kirchlichen Bekenntnissen diese Tendenz fehlt, beweist nach Watsons Meinung zur Genüge ihre Inferiorität, auch im Sinne Jesu. Denn Jesus legte den höchsten Nachdruck auf reine, heilige Motive, auf Reinheit des Herzens, auf die Bereitwilligkeit zu vergeben, zu helfen, auf den Willen zu gottgefälligem Thun. Wo ist davon etwas in den „Bekenntnissen“ zu finden? Aber darf man heutzutage öffentlich den Finger auf dergleichen Mängel in den „vom Edelrost der Jahrhunderte“ bedeckten Bekenntnissen legen, ohne die Entrüstung auch ernster Christen zu wecken? Watson selbst weiß ein Lied davon zu singen.

Daß sein ungeschnürtes Christentum und sein freimütiges Bekennen nicht ohne Widerspruch, auch innerhalb der eignen Kirchengemeinschaft, der Presbyterianer, bleiben würde, war vorauszusehen. Schon im vorigen Jahre fing es an zu rumoren, und die Erregung hatte zeitweilig eine erhebliche Höhe erreicht. Man hat die Anklage der Häresie gegen ihn erhoben. Zu fürchten hat er freilich nichts von der Bewegung. Die Sympathien für ihn sind zu stark, und das Ketzerfeuer will es deshalb nicht zu einer ordentlichen Flamme bringen. Kürzlich hat nun ein Londoner Presbyterium zu dem wirksamen Mittel gegriffen, nach obigem Rezept die Thatsachen einfach neben einander wirken zu lassen: es hat eine Reihe von Aussagen der Westminsterkonfession neben den korrespondirenden inkriminirten Sätzen aus Watsons Buche abgedruckt und läßt Jeden sein Urteil daran bilden. Die Sache sollte dann im April der Synode in Liverpool vorgelegt werden. Man hat sich jedoch entschlossen, die Angelegenheit niederzuschlagen. Hätte man die beiden Reihen von Aussagen, so bemerkt dazu die Londoner Christian World, öffentlich vor der Synode einander gegenübergestellt, so würde wohl nicht „Jan Maclaren,“ sondern die Westminsterkonfession auf die Anklagebank gekommen sein. Und es ist Zeit dazu, meint das genannte Blatt.

Dergleichen Dinge sind Wasserblasen auf der Oberfläche. Sie haben an sich wenig Bedeutung, aber sie zeigen an, daß unten Kräfte am Werke sind, die beachtet sein wollen. Es wird aber noch manche Blase aufsteigen, es wird noch manchmal wegen der Bekenntnisse Streit geben, ehe die Christenheit als Ganzes sich wieder darauf besinnt, was „bekennen“ heißt. Unterdessen muß jede Agitation gegen den Ketzer Watson sein Buch verbreiten helfen — die zweite Auflage ist vor einiger Zeit erschienen — und damit, ohne es zu wollen, wirklicher friedlicher Verständigung dienen.

8. Schluß

Wir sind in unserm Referat ausführlicher geworden, als zuerst beabsichtigt war. Indessen verlangt ja die Besprechung eines ausländischen Werkes ausführliche Zitate, wenn sie überhaupt ihren Zweck erfüllen soll. Ihr Zweck ist erreicht, wenn der Gesamteindruck des Buches die Hoffnung befestigen hilft: Es geht doch vorwärts! Und was so besonders erfreulich an diesem Buche ist, das ist seine „Lesbarkeit.“ Das scheint ein sehr bescheidnes Lob zu sein. Es ist vom Standpunkt des Nichttheologen aus gesagt. Es giebt in Deutschland wenige Theologen, die nur annähernd mit dieser Klarheit und Durchsichtigkeit und Allgemeinverständlichkeit über eine Unzahl von Problemen des christlichen Denkens zu schreiben verstehen, wie Watson. Ich kann mich in dem ganzen Buche nicht einer einzigen langweiligen Zeile erinnern. Wohl hat der Theologe gar manchmal ein Fragezeichen an den Rand zu setzen, und zuweilen hat man den Eindruck, als seien hie und da Schwierigkeiten nur leise durch des Verfassers sentenziöse und aphoristische Sprache verdeckt. Aber man soll von einem solchen Buche nicht zuviel verlangen. Wir wollen lieber dankbar sein. The Mind of the Master ist eine hoffnungsvolle Verkörperung jener Grundtendenz moderner Theologie, die wir am kürzesten in den Worten zusammenfassen: Theologia versus theologiam. Wir freuen uns über jeden Theologen, der als Theologe mit vollem Bewußtsein gegen die Prätensionen der Theologie vom Leder zieht, um die Ansprüche der schlichten Religion zu verteidigen. Paul Jaeger

---

Nolimetangere

Wenn eine brennende Frage auch für weite Kreise edler und ernster Menschen ein Nolimetangere ist, so bleibt verzweifelt wenig Aussicht auf ihre Lösung. Dies gilt vor allem von der Frage der Prostitution. Beamte und Aerzte, die mit der Sache von Berufs wegen zu schaffen haben, wetteifern darin, dem Moralisten und Menschenfreund zu sagen, daß er von diesem „notwendigen Uebel“ die Hände lassen solle. Sie verweigern vielfach dem, der in ernster Sorge und Entrüstung Auskunft über die thatsächlichen Zustände will, den Bescheid. Insbesondre wird die Handhabung und Erfahrung der Sittenpolizei auch den berufensten Fragern gegenüber als Amtsgeheimnis behandelt.

Indessen scheint sich eine Wendung zum Bessern vorzubereiten. Zwei Thatsachen liegen vor, die zu dieser Hoffnung berechtigen. Einmal haben die Frauen angefangen, sich der Sache anzunehmen, und sodann treten die Aerzte immer häufiger und energischer mit ihren Erkenntnissen und Forderungen an die Oeffentlichkeit.

Auf die erstere Erscheinung legen wir das größte Gewicht.

Die ganze Frauenbewegung hat es, genau besehen, mit einer Neuregelung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu thun. Vieles, was da von Seiten der Frauen gesagt und erstrebt wird, mag verkehrt sein. Dann soll es bekämpft werden und besserer Einsicht weichen. Aber daß die heutige Ordnung des Verhältnisses der beiden Geschlechter, wie sie in letzter Instanz durch das Gesetz allein vom männlichen Teil abhängt, der Frau und ihren berechtigten Ansprüchen gerecht werde, davon kann doch im Ernst nicht die Rede sein. Nicht einmal das Eherecht giebt überall der Frau, was der Frau gebührt, noch viel weniger erträglich aber ist die Regelung des außerehelichen Verkehrs durch Recht und Sitte von heute. Insbesondre ist „das notwendige Uebel“ der Prostitution, so wie es zur Zeit gemeinhin angesehen und behandelt wird, nur möglich bei der bisherigen völligen Fernhaltung der Frau von seiner Bekämpfung. Wir begrüßen es daher mit ungemischter Freude, daß die Frauen angefangen haben, auf diesen wunden Punkt zu achten und aus ihrer Zurückhaltung gegenüber dem herrschenden Zustande herauszutreten. An der Spitze dieser besondern Arbeit steht in Deutschland Frau Hanna Bieber-Böhm in Berlin.*) Einen internationalen Ausdruck findet die Bewegung in dem abolitionistischen Kongreß, der soeben in London getagt hat.

Es versteht sich von selbst, daß die Frauen, wenn sie den Kampf gegen die Prostitution aufnehmen, einseitig vorgehn, übertreiben, in ihren Anklagen und Vorschlägen hier und da irren. Das trübt uns die Freude daran, daß sie den Kampf tapfer aufgenommen haben, gar nicht. Aber ohne die Männer siegen werden sie nicht. Und Gott Lob: es fehlt nicht an Männern, die den Ernst der Lage erkennen und der Wahrheit die Ehre geben. Es mehrt sich insonderheit die Zahl der Aerzte, die reden.

Zwei Schriften sind erschienen, die ich unsern Lesern und Leserinnen empfehlen möchte. Die eine von dem frühern Direktor der Bremer Krankenanstalt Dr. Friedrich Scholz: „Prostitution und Frauenbewegung.“ (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer. 88 S. 1,50 Mk.) Die andre von dem Frauenarzt Professor Dr. Max Flesch in Frankfurt a. M.: „Prostitution und Frauenkrankheiten.“ (Frankfurt a. M., Johannes Alt. 60 S. 1 Mk.)

Die Scholzsche Schrift dient, vortrefflich geschrieben, aufs beste der Einführung in die thatsächliche Lage und das Problem. Sie ist geradezu durch die Kundgebungen der Frauen gegen das „notwendige Uebel“ hervorgerufen worden und tritt aus Respekt vor der Frauenbewegung und aus Sympathie mit dem hier insbesondre von ihr Erstrebten den Unmöglichkeiten in ihren heutigen Forderungen entgegen. Es ist ja natürlich keine Schrift zum Vorlesen im Familienkreise, aber gerade Frauen, die dem Uebel fest ins Auge schauen wollen, um besser zu hüten und zu helfen, verheiratete und unverheiratete, werden von der hier gebotnen Aufklärung Gewinn haben.

Spezieller und einschneidender ist die Schrift des Frankfurter Frauenarztes. Rücksichtslos geht er dem Schaden zu Leibe, mit bewußter Einseitigkeit rein vom hygienischen und volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, unbekümmert, ob er damit zu Folgerungen kommt, die der heutigen Moral und dem heutigen Recht schnurstracks zuwider sind. Aber gerade dies hat etwas ungemein Erfrischendes und Ermutigendes. Wenn ein Arzt, von Erfahrung und Gewissen getrieben, sich so gegen die heutige Unmoral auflehnt, so läßt man sich gern auch, was er gegen die heutige Moral sagt, zur Revision seiner moralischen Ueberzeugungen dienen. Diese Schrift empfehle ich ebenfalls nachdrücklich Lesern und Leserinnen. Immer nur, sofern sie den Mut haben, sich gründlich und ernstlich mit der Sache zu befassen. Das kann und soll nicht jeder Frau, geschweige jedem Mädchen zugemutet werden. Unsre nähern Freunde und Mitarbeiter aber möchte ich geradezu bitten, an der Schrift nicht vorüberzugehen.

Als Motto stellt Flesch ein Wort voran aus der 1894 erschienenen, für das Heraustreten der ärztlichen Wissenschaft aus ihrer Zurückhaltung in dieser Frage Bahn brechenden Schrift des Freiburger Professors Hegar (Der Geschlechtstrieb. Eine sozialmedizinische Studie. Stuttgart, Enke. 154 S. 4,80 Mk.):

> Man sollte bei den heutzutage so genau festgestellten Gefahren, die die wilde Liebe mit sich bringt, es kaum für möglich halten, daß sich Jemand ihnen aussetze. Eine Erklärung liegt nur darin, daß die große Menge über diese Punkte noch im Unklaren ist, wenigstens undeutliche Vorstellungen über die mit dem außerehelichen Umgang verbundnen Nachteile hat. Sonst könnte sich nur eine sträfliche Dummheit oder ein bodenloser Leichtsinn über die Bedenken hinwegsetzen.

Ich kann hier nur zwei Punkte aus den klaren Ausführungen Fleschs herausgreifen. Der eine scheint mir von ungemeiner Tragweite, weil er die Aerzte zwingt, ganz anders in die Bekämpfung des wilden Geschlechtslebens einzutreten. Bisher wurde die häufigste Erkrankung des Mannes im außerehelichen Verkehr von der medizinischen Wissenschaft, weil kaum von üblen Folgen behaftet, überaus leicht genommen, ebenso in der ärztlichen Praxis. Das hat nun ein Ende. Denn es ist erkannt worden, daß eben jene „unschuldige“ Krankheit verheerend wirkt auf die Gesundheit der Frau in der Ehe, daß schwere, unheilbare Leiden, Kinderlosigkeit u. a. von dieser getragen werden müssen in Folge der vorehelichen Ausschweifung des Mannes. Wahrlich ein stellvertretendes Leiden furchtbarer Art. Und zwar leider kein seltenes.

Denn das Andre, was man heute von Seiten der Mediziner offen als anerkannte Thatsache behandelt findet, ist die ungeheuerliche Feststellung, daß mehr als 80 Prozent der Männer in den Großstädten solche verhängnisvolle Erkrankungen durchgemacht haben und, auch „geheilt,“ jederzeit in der Lage sind, die Menschheit weiter zu vergiften. Scholz bestreitet die Sicherheit dieser Aufstellung. Auch ich glaube nicht an die Ziffer. Frau Bieber-Böhm läßt gar in ihren „Vorschlägen“ die Beziehung auf die Großstädte bei Seite, spricht von 80 Prozent aller Männer, und — in dann kaum zu umgehender Konsequenz — von „den 99 Prozent junger Männer, die vor der Ehe ein unsittliches Leben führen.“ Ja warum dann nicht lieber gleich 100 Prozent? — Ich frage mich, hat man denn als Student und sonst gar so sehr in einer Elite von jungen Männern verkehrt, daß einem dieser Tiefstand der jugendlichen Moral verborgen geblieben ist? Muß nicht überall und immer die Verschiedenheit des Temperaments, die Wirkung einer ernsten Erziehung, die Ehrfurcht vor dem reinen Weiblichen, das Interesse an hohen Fragen, die Freude an wissenschaftlicher Arbeit, der Fleiß und die Nüchternheit, der Verkehr mit gleichgesinnten edlen Freunden junge Männer vor dem Fall bewahren? Die Frauen sollen also ihre Anklageschrift gegen die ausschweifende Männerwelt nicht mit so unerweislichem Zahlenmaterial belasten. Insbesondre dürfen wir deutschen Männer uns sowohl den Frauen wie den Aerzten gegenüber die Herbeiziehung französischer Daten verbitten. Aber trotz alledem mag die Ziffer 80 für die Großstädte nicht zu hoch gegriffen sein. Und seit die allgemeine Wehrpflicht unsre jungen Söhne vom Lande zu mehrjährigem Aufenthalt in den Städten nötigt, verwischt sich in diesem Betracht der Unterschied zwischen Stadt und Land immer mehr. Die Mediziner mögen ihre Statistik kontrolliren: mit dem Faktum einer überwiegenden Verfehlung und Verseuchung der Männerwelt wird man rechnen müssen, und jene oben angeführte Thatsache von der verheerenden Uebertragung der Krankheit auf die Frau leugnet heute kein Sachverständiger mehr.

Was folgt aus den beiden mitgeteilten Thatsachen? Erstens daß die Frauen fortfahren sollen, sich damit zu beschäftigen. Nur noch gründlicher, gewissenhafter und noch bereiter, mit dem redlich den Schaden erkennenden Teil der Männer zusammenzuarbeiten. Auch sollen sie den Schuldanteil der Frau nicht pharisäisch unterschlagen. Aber ohne daß die Frauen selbst sich wehren, werden wir nur sehr langsam oder gar nicht zu bessern Zuständen kommen. Denn der Teil Männer, der aufrichtig an der Besserung mitarbeitet, ist zu gering, die Herrenmoral in diesem Punkte zu verbreitet, als daß von den Männern allein Abhilfe zu erwarten wäre.

Zweitens dürfen wir eine große Hoffnung auf den Stand der Mediziner setzen, daß sie nämlich diese ganze Angelegenheit

*) Das Bureau des Vereins „Jugendschutz“ in Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 39, versendet einschlägige Schriften, insbesondre auch das im Selbstverlage der oben genannten Verfasserin erschienene: Vorschläge zur Bekämpfung der Prostitution. Preis 50 Pfennige.

von nun an ernster nehmen werden. Hat die Wissenschaft gezeigt, daß bisher von ihr leicht genommene Uebertretungen der alten Moral auch gesundheitlich in ungeahnter Weise sich rächen, so wird das ärztliche Gewissen einen völligen Umschwung in der Behandlung jener Fehltritte herbeiführen. Es wird vor allen Dingen jener entsetzliche hygienische Irrtum schwinden, der bisher manche Aerzte verleitet hat, jungen Leuten geradezu zum wilden Geschlechtsverkehr zu raten. Es ist nicht zu sagen, wieviel Unheil dieser Mißbrauch ärztlicher Autorität bereits angerichtet hat.

Drittens wird die polizeiliche und juridische Behandlung der Dinge vielfach eine andre werden. Scholz und Flesch haben beide zum Teil abweichende Forderungen in dieser Richtung aufgestellt. Diese Seite der Sache ist überaus schwierig. Fleschs Vorschlag einer Legalisirung der Prostitution wird Viele erschrecken. Aber halb stecken wir schon drin, und daß das Ganze vom hier vertretnen hygienischen Standpunkte besser wäre als das Halbe, leuchtet ein. Geschichtlich angesehn würde es freilich eine Rückkehr zu Zuständen bedeuten, die überwunden zu haben wir für einen Kulturfortschritt hielten. Wie ein solches Vorgehen von christlich-ethischem Standpunkt aus beurteilt werden müßte, darüber würde ich mich gern an anderm Orte eingehender äußern.

Viertens: Daß es ohne wirtschaftliche Reformen nicht geht, bedarf kaum der Versicherung. Scholz und Flesch weisen beide auf das Nötigste hin. Daß aber durch eine soziale Umwälzung das Uebel schnell zu beseitigen sein würde, wird Niemand den Sozialdemokraten glauben. Scholz' geschichtlicher Rückblick ist hierüber nützlich nachzulesen. Wir haben eben eine komplizirte Erscheinung vor uns, die von allen Seiten angefaßt sein will.

Fünftens. Die Kirche fehlt, wenn sie angesichts dieses hygienisch-wirtschaftlich-sittlichen Notstands zuweilen so thut, als wären unsre öffentlichen Zustände im ganzen recht gut, und nur etliche böse Buben und schlechte Frauen überträten das göttliche Gebot. Die Kirche versäumt etwas, wenn sie sich begnügt, das Sittengesetz aufzustellen, und nicht eingehender vor den sittlichen Gefahren warnt. Die Kirche versündigt sich, wenn sie eine Prüderie großzieht, die die gemeinsame Abwehr des Uebels erschwert. Wir haben keine Ursache, auf die Segnungen der christlichen Moral zu pochen, wenn sie so wenig den ernsten Kampf gegen so große Schäden führt.*)

Sechstens. Recht schwierig sind und bleiben die Dinge. Aber eine ernste Aufklärung, zu der Arzt und Moralist sich die Hände reichen, wird viel Gutes stiften. Auf diesem Standpunkte haben wir in der ersten Nummer unsers Blattes gestanden, die im November 1886 erschien. Dieser Pflicht wollten wir auch mit unserm heutigen Artikel dienen. Zu verderben ist mit Offenheit nichts mehr, das dürfte wohl aus oben angeführter Thatsache zur Genüge einleuchten; die grundsätzlich betriebne Verheimlichung hat schon unendlich viel geschadet. Freilich will die unsaubre Sache mit reinen Händen angefaßt, mit Takt, Menschenkenntnis und Menschenliebe behandelt sein. Aber warum sollen wir darin nicht vorankommen; daß wir in dem Lichte, das uns geworden ist, die uns umgebende Finsternis schwärzer sehen, ist ja nur ein Fortschritt.

Siebentens. Der Moralist, als den ich mich schließlich mit demselben Recht der bewußten Einseitigkeit bekenne, mit der Flesch nur als Hygieniker auftritt, hat der ganzen Frage gegenüber nicht die mindeste Ursache, die Flinte ins Korn zu werfen. Der Moralist hat kopfschüttelnd dabei gestanden, als man im Namen der Gesundheit Uebertretung ehrwürdigen und gesegneten Sittengebots forderte. Er durfte zuversichtlich darauf warten, daß die Verirrung von der Wissenschaft selbst erkannt und mattgesetzt werden würde, wie denn nun geschieht. Im übrigen wird er fortfahren, souverän zu behaupten, daß die eigentliche Moral, die des Menschen Würde ausmacht, überhaupt erst da anfängt, wo ein Etwas im Menschen über den Naturtrieb die Herrschaft erstrebt. Nicht um ihn auszutilgen, sondern um ihn zu zähmen und in heilsame Zucht zu nehmen. Je völliger das gelingt — und wer darf wagen, hier für sich und die Andern das Non possumus auszusprechen —, desto besser wird die Menschheit fahren. Der Moralist wird auch niemals sogenannte „notwendige Uebel" anerkennen, wie schwer es sein mag, an ihrer Beseitigung zu arbeiten. Aber freilich, wenn er an diese Beseitigung glauben und zu diesem Glauben ein Recht haben will, so muß er vor allen Dingen aufhören, sie als ein Nolimetangere zu behandeln. R

*) Ich weiß nicht, wie es kommt, daß die Arbeit der deutschen Sittlichkeitsvereine bisher nicht so eingegriffen hat, wie man wünschen sollte. Ihre Geschäftsstelle befindet sich Berlin W 57, Alvenslebenstraße 3 II. Dort ist u. a. zu haben der letzte Jahresbericht von der Allgemeinen Konferenz in Hamburg, September 1897, erstattet von dem Vorsitzenden, Pfarrer Lic. Weber in München-Gladbach (12 S.), und eine Denkschrift von dem Generalsekretär der Vereine, A. Henning: Die öffentliche Sittenlosigkeit und die Arbeit der Sittlichkeitsvereine. (32 S.)

Von der vierzehnten internationalen Konferenz der Christlichen Jünglingsvereine in Basel

Es waren eigentümliche Tage, die die Jünglingsvereine vom 6. bis 10. Juli in der alten Bischofs- und Reichsstadt Basel gefeiert haben. Sie waren wirklich international; Vertreter der Vereine aus aller Herren Ländern hatten sich eingestellt. Natürlich fehlte kein europäisches Land, selbst nicht die römischen wie Spanien und griechischen wie Rumänien. Aber auch Ostindien, Kapland und Australien hatten ihre Abgeordneten geschickt; für Japan sprach ein in Deutschland studirender Japaner. Kurz man atmete internationale Luft; es war eine richtige Weltkonferenz. Als daher am Anfang der Segen und am Ende das Vaterunser in allen Sprachen, einer nach der andern, gebetet wurde: so entbehrte das zwar nicht des Effektes, trug auch schwerlich eben zur Erbauung schlichter Gemüter bei — man erinnert sich an die Ratschläge, die Paulus über das der Wirkung nach verwandte Zungenreden gab —, aber es stellte den gemischten Charakter anschaulich dar und sprach in symbolischer Form das aus, was trotz aller Verschiedenheiten gemeinsam, ja verbindend ist.

Die Wahl Basels als Festort war sehr geschickt. Die Stadt ist so groß, daß ein Interesse Alles beherrschen kann, und doch nicht so klein, daß es nicht den kräftigsten Wiederhall finden könnte. Die Bevölkerung bethätigt seit lange für christliche Liebeswerke vielen Eifer und ist an den Besuch christlicher Versammlungen gewöhnt. Das sind ja bekannte Dinge. Was aber Basel so sehr empfahl, ist nicht nur die reizende Lage am Rhein, am Fuße der drei großen Gebirgszüge des Schwarzwalds, des Jura und der Vogesen, seine Lage als Einfallsthor in die Schweizer Bergwelt, nicht nur die Fülle seiner kirchlichen, politischen und kulturgeschichtlichen Denkmäler und Erinnerungen, nicht nur die Vorbildlichkeit seiner neusten sozialpolitischen Ordnungen, auch nicht allein die Bedeutung seiner Industrie- und Handelsunternehmungen oder das Organisationstalent seiner Kaufleute. Was den Ausschlag gab, ist Basels internationale Stellung, an der Grenzscheide deutschen und französischen Lebens, die der Stadt seit lange ein internationales Gepräge verliehen hat. Wohl gab es Zeiten, da war Basel deutsch, so gut wie Mainz oder Köln; es war Glied des Reichs wie Straßburg. Am Turm des Münsters kniet aus Stein gehauen der deutsche König Heinrich II. und bringt fürbittend der Jungfrau Maria den Dom dar. Das ist vorbei. Politisch ist Basel nicht mehr deutsch; und wenn auch deutsche Art jetzt wieder mehr Eingang findet, es bleibt doch in erster Linie Grenzstadt und ist darum für solche Kongresse ein ungemein günstiger Boden. Die äußere Organisation ließ es an nichts fehlen. Das durfte man auch ruhig erwarten. Wie konnte es in einer so tüchtigen Kaufmannsstadt anders sein?

Dagegen hat das, was die Konferenz selbst im Rahmen ihrer Verhandlungen brachte, berechtigten Erwartungen nicht entsprochen. Wenigstens soweit wir Deutsche Erwartungen gehegt haben. Der Besuch war immer gut, der Musiksaal gefüllt; offizielle Delegirte waren nicht weniger als 530 anwesend, daneben noch etwa 200 Besucher aus der Ferne. Aber wenn man auf ernsthafte, sachliche Verhandlungen hoffte, sah man sich leider getäuscht. Statt ruhiger Erörterungen über die schwe-

benden Probleme ein hastiges Ablesen der meist schon gedruckten Referate ohne Diskussion. Man fragt sich, wozu dann überhaupt Referate, warum diese Anforderungen an Männer stellen, die ja sonst schon genug zu thun haben, wenn es sich doch nicht um die Sache, sondern nur um ein christliches Schaugepränge handelt. Die meiste Zeit beanspruchten religiöse Uebungen, Beten und Singen. Ob aber die Art des Betens wirklich christlicher Nüchternheit und der Keuschheit eines frommen Sinnes entsprach? Man mußte an die schlichten Worte Jesu in der Bergpredigt denken, wenn sich bei der ersten Morgenandacht im Verlauf einer Stunde nicht weniger als zwanzig Personen zum Gebet drängten und zum Schluß der Segen noch in allen Sprachen rezitirt wurde. Aber erst die Lieder! Man sang zwar wohl alte Kernlieder, wie Ein feste Burg, Nun danket alle Gott; doch überwogen die süßlichen, weichen Lieder englischen Gepräges. Und wenn gewiß ein Gesang wie

Vorwärts, Christi Streiter,
Auf zum heilgen Krieg!

weckend und anfeuernd wirkt, so fehlt Ernst und Kraft durchaus einer Strophe wie der folgenden:

Sicher in Jesu Armen,
Sicher an seiner Brust,
Ruhend in seiner Liebe,
Da find ich Himmelslust.

Mit holder Hirtenstimme
Ruft mir mein Heiland zu:
Laß ab vom eignen Ringen,
An meinem Herzen ruh.

Soll ein solches Lied junge Männer zu Christus dem Herrn führen? Das ist Spielerei.

Die Versammlungen leisteten keine eigentliche Arbeit; sie waren religiöse Genußversammlungen. Sie verliefen vollständig nach englisch-amerikanischem Schema; jeder, der die englischen Maimeetings mitgemacht hat, fand sie hier auf den Kontinent verpflanzt. Wollen die Engländer das bei sich machen, wollen sie dort das Christentum nach ihrer Volksart pflegen, so ist das ihre Sache; da wird ihnen Niemand drein reden. Aber was veranlaßt sie, ihre beschränkte nationale Art Andern aufzudrängen und die religiöse Sitte eines andern Volkes, die ebenso berechtigt ist wie ihre eigne, beiseite zu schieben? Man muß bedauern, daß sich die Deutschen das gefallen ließen und sich in den Vorverhandlungen nicht kräftig dagegen wehrten. In Basel selbst war es natürlich zu spät. Nur dann hätten sie sich auf dem Kongreß selbst eine würdige Stellung gewahrt und wären nicht in die Ecke gedrückt worden. Aber so war es schmerzlich zu sehen, wie ihnen ihr gebührendes Recht nicht zukam, obwohl sie ein gut Teil der geistigen Kosten bestritten. Ich sage das in erster Linie, weil die Konferenz selbst dadurch gewonnen hätte.

Von den Verhandlungen selbst läßt sich nicht viel sagen. Sie kamen meist über Allgemeinheiten nicht hinaus. Am interessantesten waren die Vorträge über die Notwendigkeit der Arbeit an einzelnen Klassen von jungen Männern, z. B. Soldaten, Studenten, Eisenbahnangestellten. Von sozialen Gesichtspunkten war freilich nichts zu verspüren. Aber von rein religiöser Grundlage aus sucht man in Amerika Eisenbahnangestellte zu sammeln; die Studenten, für die eine besondre Versammlung anberaumt war, finden sich hauptsächlich in den Ländern englischer Zunge zusammen. Ein Redner wußte sogar von Vereinen in Indien, China und Japan zu erzählen und ihre Fortschritte zu rühmen. Der Soldaten nehmen sich die deutschen Freunde mit Eifer an, eine Arbeit, der der beste Erfolg und die reichste Unterstützung zu wünschen ist. Für die Arbeit innerhalb der Vereine, für die Wurster in seinem frischen, nüchternen Referat über Seelsorge den rechten Ton anschlug, war man von allen Seiten bemüht, ungesunde Auswüchse abzuschneiden und die älteren, erfahrneren Mitglieder zur Thätigkeit heranzuziehen. Höchst wertvoll waren auch die Erörterungen über die wichtige Frage, wie die jungen Leute von dreizehn bis siebzehn Jahren heranzuziehen sind, um guten Nachwuchs zu gewinnen. Von überall her konnte man von Fortschritt berichten, die Deutschen z. B. von einer Zunahme um 20000 Mitglieder seit 1894.

Ein Gottesdienst im Münster eröffnete und schloß die Festtage. Im ersten predigte Professor v. Orelli kraftvoll und eindringend über die Bedeutung Jesu für den jungen Mann; im letzten richteten ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher ernste Ermahnungen an die Feiernden. Auch die erbaulichen Abendversammlungen boten viel Gutes. In einer, die das Dienen behandelte, war es reizvoll, die warme persönliche Art des Deutschen mit der brillanten, formvollendeten Rhetorik des Franzosen zu vergleichen und im Engländer mit seiner ernsten Gedankentiefe einen Schüler Robertsons zu entdecken.

Ueberhaupt bot die Verschiedenheit des religiösen Charakters bei den einzelnen Nationen des Interessanten genug. Der Schwerpunkt der ganzen Tage lag nicht in den Vorträgen; er lag in Imponderabilien. Man wollte die Einheit symbolisch darstellen, sich gegenseitig in der religiösen Gemeinschaft stärken, durch die Anschauung den Mut zur Arbeit heben und sich mit gutem Vertrauen für die Zukunft erfüllen. Und ohne Zweifel haben sich die Teilnehmer an der Gemeinschaft gestärkt und neue Kraft, neue Freudigkeit für ihr Werk daraus geschöpft. Läßt man sich an diesem Zwecke genügen, so ist die Konferenz gelungen; fordert man aber mehr — und man muß es —, so kann man den großen Aufwand an Zeit und Kraft für Erfolge, die ebensogut viel einfacher zu erreichen waren, nur bedauern. Wir hoffen, es gelinge den Deutschen, die Konferenz wesentlich umzugestalten. Dann erst kann sie in der Oeffentlichkeit werbend und durchschlagend wirken.

J. Voelter

Die Religion der Drusen

Erste Hälfte

Im siebzehnten Jahrhundert erzählte man sich in Italien und Frankreich, daß die Drusen in Syrien die Nachkommen einer französischen Kolonie seien, die sich zur Zeit der Kreuzzüge unter einem Grafen Dreux auf dem Libanon niedergelassen habe. Der Drusenfürst Fachr-ed-Din, der sich zum Herrscher eines ansehnlichen Gebietes emporgeschwungen hatte, besuchte in eigner Person die mächtigen Kaufherren von Venedig und den glanzvollen Hof der Medici in Florenz, mit denen er sich im Haß gegen die Türken eins wußte, und verstand es, jene Sage in geschickter Weise zu seinem Vorteil zu verwerten. Dieses romantische Erzeugnis der Phantasie wird selbstverständlich schon lange nicht mehr geglaubt. Es mochte zum Teil durch die Geheimnisthuerei veranlaßt sein, mit der die Drusen ihre Religion von jeher umgeben haben. Sie erweckten dadurch den Schein, als ob sie mit dem Islam gar nichts zu thun hätten und sogar ein eignes Volk wären. Letzteres ist durchaus nicht der Fall; sie gehören derselben Mischrasse an, wie die übrigen Bewohner Syriens, und haben nur durch den Einfluß ihrer Religion eine von ihrer Umgebung scharf gesonderte Gemeinschaft gebildet.

Erst in diesem Jahrhundert ist es möglich geworden, die Religion der Drusen genauer kennen zu lernen. Ihre religiösen Schriften wanderten in europäische Bibliotheken, zuerst vereinzelt, dann in größerer Anzahl, als die ägyptischen Truppen Ibrahim Paschas nach 1830 einige Jahre den Libanon besetzt hielten. Gegenwärtig ist es sehr schwierig, drusische Schriften zu erhalten, da die Drusen selbst alles Erreichbare aufkaufen, um eine weitre Bekanntschaft der Fremden mit ihrer Lehre zu verhindern. Dagegen findet fast beständig ein persönlicher Verkehr zwischen angesehnen Drusen und christlichen Missionaren im Libanon statt, bei dem selbstverständlich religiöse Fragen in erster Linie besprochen werden. Einer der letztern hat vor etwa zehn Jahren seine Beobachtungen über die Religion der Drusen auf dem Libanon veröffentlicht. Es ist der protestantische Missionar Theophilus Waldmeier, ein Kind katholischer Eltern aus der Schweiz und ehemaliger Schüler der Chrischonamission in Basel. Bereits im vorigen Jahrgange (Nr. 32, S. 758ff.) haben wir unsre Leser mit dem von ihm entworfnen Plane einer Irrenanstalt im Orient bekannt gemacht und bei der Gelegenheit über seine frühere Thätigkeit im Dienste der englisch-protestantischen Mission berichtet. In seiner Lebensbeschreibung,*) die in wohl-

*) The Autobiography of Theophilus Waldmeier, Missionary, being an account of Ten Years' Life in Abyssinia and Sixteen Years in Syria. London, S. W. Partridge & Co. Ohne Jahr (1887?).

thuendster Weise die eigne Person hinter dem Erlebten und Vollbrachten zurücktreten läßt, finden sich eingehende Darstellungen der verschiednen Religionsgemeinschaften, mit denen der Verfasser infolge seiner Thätigkeit Fühlung genommen hat, u. a. auch der Drusen. Es kann hier nicht untersucht werden, ob das, was der Verfasser von den Drusen selbst über ihre Religion erfahren hat, mit dem Inhalt ihrer alten Religionsbücher völlig übereinstimmt. Es genügt, einen Mann reden zu hören, der jahrelang in ihrer Mitte gelebt hat.

Zunächst bespricht Waldmeier die Entstehung der Religion der Drusen. Diese zeigt aufs deutlichste, daß wir in den Drusen nichts andres als einen Zweig der Schiʿiten (d. h. Sektirer des Islam) zu erkennen haben, die Ali, den Schwiegersohn Muhammeds, neben oder über diesen stellen, ihn als Verkörperung der Gottheit betrachten und an die Wiederkehr geistlicher Führer (Mahdi) aus der Nachkommenschaft Alis glauben. Die Schiʿiten haben ihren eigentlichen Sitz in Persien, verbreiteten sich jedoch auch nach dem Westen und kamen im zehnten Jahrhundert von Tunis aus durch das Herrschergeschlecht der Fatimiden nach Aegypten. Einer von diesen, El-Muʿiss, nahm den Kalifentitel an und gründete das heutige Kairo um 970; selbst der größte Teil von Syrien wurde nach wiederholten Kämpfen von den Fatimiden unterworfen. Aus diesen Vorgängen begreift es sich, daß in Nordafrika und Aegypten, namentlich am Hofe der fatimidischen Kalifen, zahlreiche Schiʿiten zu finden waren, deren Anschauungen nicht nur der Islam, sondern auch andre alte Religionen des Orients, z. B. Persiens, beeinflußt hatten. Diese Zusammenhänge sind für das Verständnis des Folgenden von Wichtigkeit.

Was nun die Drusen betrifft, so nehmen sie an, daß zehn Erscheinungen Gottes in menschlicher Gestalt stattgefunden haben, in verschiednen Formen, zu verschiednen Zeiten und an verschiednen Orten, aber doch nur innerhalb der Fatimidendynastie. Die zehnte und letzte geschah in El-Hakem, der im Alter von elf Jahren den Thron des Fatimidenreichs bestieg (996) und durch seine fanatische Grausamkeit in der Geschichte bekannt geworden ist. Er verfolgte Christen, Juden und Muhammedaner; ungezählte Ungeheuerlichkeiten werden ihm zugeschrieben: mehr als 18000 Menschen sollen durch seinen Fanatismus und seinen Blutdurst ihr Leben verloren haben. Er zerstörte die Heiligtümer aller andern Bekenntnisse; die heilige Grabeskirche von Jerusalem wurde 1009 von ihm niedergerissen: kurz, er war ein zweiter Nero, und endlos waren die Leiden, die er verursachte.

An seinem Hof in Kairo lebten zwei persische Priester, Ed-Darasi und Hamse mit Namen. Diese wurden die Gründer der Drusenreligion. Ed-Darasi trat in der Moschee mit der Erklärung hervor, in seinem Herrn El-Hakem habe sich Gott verkörpert, und forderte das Volk auf, ihm göttliche Ehren zu erweisen. Diese Behauptung erbitterte das Volk so, daß Ed-Darasi auf der Stelle getötet wurde; dennoch erhielten seine Anhänger nach ihm den Namen „Drusen.“ Hamse schrieb seine Bücher, in denen er die neue Lehre ausführlich darstellte, im geheimen und veröffentlichte sie erst nach El-Hakems Tode.

Den Thron von Aegypten bestieg Ali Dahir, der Sohn El-Hakems, der anfangs dieselben Ehrenbezeugungen und dieselbe Unterwerfung verlangte wie sein Vater. Hamse aber sagte zu ihm: Wir können dich nicht ehren, wie wir El-Hakem ehrten, weil er Gott war, und du nur ein Mensch bist; er wurde nicht von Menschen geboren und konnte keine Kinder zeugen. Ali Dahir rief aus: So bin ich also ein untergeschobnes Kind? Du sagst es, antwortete Hamse. Ali Dahir, auf das Aeußerste empört, warf in seinem Zorn alle von seinem Vater und Hamse aufgestellten religiösen Lehrsätze um und verfolgte ihre Anhänger. Viele tötete er, und die sein Schwert nicht erreichte, flüchteten sich nach Banias, Damaskus, auf den Libanon und in den Wadi Et-Teim am Berge Hermon in Syrien. Hier fanden sie eine persische Sekte vor, die sie zur Annahme ihrer Religion bewogen. Den gleichen Erfolg hatten sie auch bei mehreren arabischen Stämmen, sodaß die Religion der Drusen seit dem elften Jahrhundert dort feste Wurzeln faßte. In neuerer Zeit hat sich die Zahl der Drusen jedoch vermindert. Viele von ihnen

sind seit dem Christenmord von 1860 nach dem Hauran ausgewandert. Es sollen jetzt auf dem Libanon, in Damaskus und im Hauran zusammen nicht mehr als 70000 Seelen sein.

Der schriftstellerische Begründer der Drusenreligion ist Hamse. Er lehrte in seinen Büchern, daß Gott in El-Hakem zum zehnten male in menschlicher Gestalt erschienen sei, und bezeichnete sich selbst als die Wurzel der Kreaturen, als den rechten Weg, als die allgemeine Vernunft, den wahren Christus, den Führer der Gläubigen. Freilich fügte er hinzu, daß Gott sich nicht herablassen könne, in Wirklichkeit eine menschliche Gestalt anzunehmen, und daß seine Vereinigung mit El-Hakem daher nur eine scheinbare war. Dies erinnert an die Lehre der Doketen, jener Gnostiker des zweiten christlichen Jahrhunderts, die die Lehre von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus dahin deuteten, daß Gott nur einen Scheinleib angenommen habe. Deutlicher tritt der Einfluß persischer Anschauungen, Zoroasters hervor, wenn Hamse die Religion auf die beiden Prinzipien des Guten und des Bösen gründete. Das Gute betrachtete er als absolut und ewig, das Böse als bedingt und entstanden. Er lehrte, daß diese beiden Prinzipien ununterbrochen nacheinander sich in menschliche Formen kleiden, ein Gedanke, der den Glauben an die Seelenwanderung erklärt. Die allgemeine Vernunft, in Hamse verkörpert, ist das erste Geschöpf, die Zusammenfassung und Darstellung alles Guten, durch das Alles außer ihm selbst geschaffen wurde, ein Ausfluß von Gott und infolge davon das reinste Licht im Gegensatze zur tiefsten Finsternis. Von diesem Lichte, der allgemeinen Vernunft, dem wahren Messias sind vier verwandte Geister ausgegangen, die sich zur Zeit El-Hakems in menschlicher Gestalt offenbarten: in Ismael, in Muhammed (nicht dem Religionsstifter), in Salman und Beha Ed-Din. Sie werden die Diener der Wahrheit genannt, die den Weg zur Erlösung verkündigen, und mit den vier Evangelisten verglichen. Wie nun die Seele des allgemeinen Lichts in Hamse war und durch Hamse in den vier Vertretern der Wahrheit, so ist die Finsternis und alles Böse in Muhammed verkörpert, dem Gründer des Islam, den sie den Teufel nennen, dem Gegner alles Guten, der ebenfalls seine vier Vertreter der Finsternis hat, die in menschlicher Gestalt bekannt sind als Ali Ibn Abu Talib, Abu Bekr, Omar und Othman. Entsprechend der zehnmaligen Offenbarung Gottes und der Menschwerdung der allgemeinen Vernunft ist auch der Teufel mit seinen vier Verkündigern der Lüge und der Finsternis in menschlicher Gestalt erschienen. Sie werden wieder am großen Gerichtstage erscheinen, wenn der Teufel und seine Helfer ihre ewige Strafe erhalten.

Wie kommt aber Hamse in seiner Lehre zum Teufel? Die allgemeine Vernunft wurde stolz im Anschauen ihrer hohen Eigenschaften. Da fiel sie von ihrer erhabnen Stellung hernieder in das tiefste Elend, und aus ihr entstand jetzt der Teufel oder der Gegner alles Guten, der vorher nicht existirt hatte. Er war völlige Finsternis, begabt mit jeder Eigenschaft, die nötig war, um gegen das Licht der allgemeinen Vernunft zu kämpfen, die ihrerseits zu Gott rief um Hilfe in dieser Not. Gott hatte Mitleid und veranlaßte, daß der allgemeinen Vernunft vier Hilfsgeister entströmten. Der Gegner aber verlangte dieselbe Unterstützung, und auch sein Verlangen fand Erfüllung. Vier böse Geister entstanden aus ihm, um ihm im Kampfe gegen die allgemeine Vernunft beizustehen, weil es Gott gefiel, in der ganzen Schöpfung dem Positiven ein Negatives gegenüberzustellen.

Die Seelenwanderung ist eine Hauptlehre der Drusen. Sie glauben, daß die Seelen aus einem menschlichen Körper in den andern übergehen, und zwar bei allen Menschen, guten und bösen. Die Seelen von Hamse und seinen vier Hilfsgeistern sowohl wie die Seelen des Teufels und seiner vier Hilfsgeister haben ihre Behausung gewechselt. Der Geist Hamses z. B. war zur Zeit des Moses in Jethro, dem Priester von Midian, und zur Zeit Jesu Christi in Zacharias, die Seelen seiner Hilfsgeister waren in den vier Evangelisten. Zur Zeit Muhammeds war der Geist Hamses in dem Körper von Salman El-Farsi und die Seelen seiner vier Hilfsgeister in vier seiner Genossen. Die Seelen des Teufels und seiner vier Helfer waren zu verschiednen Zeiten wohnhaft in Adam, Noah, Abraham, Moses,

Aaron, Josua, Jesus Christus, Petrus, Muhammed, Ali Said und Kaddah. Alle diese werden dadurch als Vertreter des Irrtums bezeichnet. Da die Drusen an die Ewigkeit der Materie glauben, so erscheint ihnen die Wanderung der Seelen als eine weise Einrichtung Gottes, die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen. Sieh diesen armen, von Allem entblößten Alten, sagte einst ein Druse zu Waldmeier, er muß in seinem frühern Leben viel Böses begangen haben. Und sieh diesen reichen Scheich Musa, er war ohne Zweifel ein sehr guter Mann, ehe er zur Welt kam. Wenn man mit den Drusen über Seelenwanderung spricht, sagen sie: Sagte nicht Christus, daß Johannes der Täufer Elias sei? und sagten nicht die Jünger Christi von dem Blindgebornen: wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?

Ohne Zweifel haben wir auch hier wieder Einflüsse vor uns, die mit dem Islam nichts zu thun haben. Bei griechischen Philosophen und bei den Gnostikern des Orients finden wir diese Lehre. Das veranlaßt freilich die Drusen nur dazu, die Behauptung aufzustellen, daß auch Plato, Aeskulap und Pythagoras als Verkörperung der allgemeinen Vernunft zu betrachten seien.

Eine Frucht ihres Glaubens an Seelenwanderung ist, daß sie sich niemals vor einer Gefahr fürchten, sei es bei ansteckenden Krankheiten oder im Kriege. Sie fürchten sich überhaupt nicht vor dem Tode; darin sind sie vollkommen Fatalisten wie die Muhammedaner. Sie sagen: „Es giebt keinen Tod für uns Drusen, vor ihm brauchen sich nur die Christen zu fürchten. Für uns ist der Tod nur ein Gehen in ein andres Zimmer, wie Gott es will." So verstehen wir ihr heldenhaftes Betragen in der Schlacht und bei Metzeleien.

Wenn die Drusen nach entfernten Plätzen reisen und andre Drusen treffen, prüfen sie diese mit der Frage: Wo säen eure Landwirte den Samen von Ehleilidsch (Myrobolanum, einer Balsamstaude)? Dies soll beantwortet werden mit den Worten: Unsre Landwirte säen den Ehleilidsch-Samen in die Herzen der Gläubigen. Dann bringt man zwei Töpfe und setzt sie vor die zu Prüfenden. In dem einen ist Wasser, in dem andern ist Nichts. Wenn die Fremden den vollen Topf in den leeren ausgießen, dann zeigen sie damit, daß sie an Seelenwanderung glauben und werden als Glaubensgenossen angenommen.

A M (G)

Glaube und Theologie

Es war einmal ein Mann, der keine Zeit hatte. Er war Handwerker. Es war ihm aber eine Wahrheit in den Weg gelaufen, und da schien es ihm unmöglich, daß die Welt auch nur einen Tag ohne diese Wahrheit leben könne; und er ging an seiner Werkstatt vorüber, ohne hineinzugehen, ohne auch nur die Axt, die er eingekauft hatte, hineinzuwerfen. Er hatte keine Zeit dazu. Es ist ein unleidlich dringendes Ding um die Wahrheit. Sie hat keine Zeit.

Neben seiner Werkstatt war ein Fleischerladen. Er ging hinein, um seine Wahrheit zu sagen. Aber der Metzger unterbrach ihn und fragte ihn, was er kaufen wolle.

Ich will nichts kaufen, sagte der Handwerker.

Dann willst du mir was verkaufen?

Ich will dir auch nichts verkaufen. Ich will dir etwas schenken, eine Wahrheit.

Danke! Habe keinen Bedarf, sagte der Schlächter und hieb auf seinem Schweinerücken weiter, habe keine Zeit.

Da ging der Mann hinaus auf den Acker und sprach den Bauern an.

Willst du dich verdingen? Kannst du mähen? fragte der Bauer und maß seine Glieder.

Nein, ich will dir aber etwas schenken, eine Wahrheit!

Danke schön! Habe keine Zeit dafür, sprach der Bauer und schwang die Sense.

Da ging der Fremde zum Bergmann, zur Fabrik, ins Militär, in den Reichstag. Ueberall ging er hin, um seine Wahrheit zu sagen. Aber man hatte keine Zeit. Da dachte der Mann: Bei den Gelehrten nur noch ist Sinn und Zeit für die Wahrheit und ging zum Professor Stifterle in Schwaben. Er traf ihn über sieben Folianten, alle voll Wahrheiten bis oben hin.

Der Professor wandte ein bebrilltes Auge auf ihn hin und sprach: Was willst du?

Antwort: Eine Wahrheit verschenken!

Der Professor: Exegese? Textkritik? Systematisches? — Was also?

Eine Wahrheit, sagte der Mann, ganz betroffen.

Freund, halte mich nicht auf, antwortete der Professor, siehst du nicht, daß ich davon genug habe? Schreibe ein wissenschaftliches Buch darüber; wenn das in meine Branche schlägt, will ichs rezensiren.

Bonus

Weshalb die Christen Christen sind

Ein kleiner Nachtrag

Die Betrachtungen Foersters über diesen Gegenstand und ein persönliches Erlebnis der letzten Zeit haben mich zu folgender Gedankenreihe angeregt, die vielleicht Mancher nicht ungern verfolgt.

Was uns in jungen Jahren leicht in die Gottesferne treibt, das ist der der Jugend, wenigstens der studirenden, naheliegende Irrtum über unsre Hauptaufgabe der Welt gegenüber.

Wenn das erstarkte Denken seine Flügelschläge regt, so meint Jeder, seine Hauptaufgabe liege darin, wie er die Welt auffasse: er will eine Weltanschauung. Und erst das Leben muß ihn darüber belehren, daß das der Menschen vornehmste Sorge nicht sein kann in dieser Welt. Schon deswegen nicht, weil diese Aufgabe ihrer Natur nach keine allgemeine sein könnte. Wir merken, wo wir irrten und erkennen, daß nicht das Auffassen, sondern das Anfassen der Welt die Aufgabe ist, die zu lösen wir berufen sind. Und indem wir dessen inne werden, ahnen wir mit Schrecken, daß es da noch härtere Bissen zu kauen gebe, als in der Kantischen Philosophie.

Dies umsomehr, eine je stärkere Natur einer ist. Denn jeder starke Mensch schafft sich Feinde, und wie er ihrer Herr werde, das ist die eigentliche Lebensfrage für ihn.

Kaum ein germanischer Mann, den es nicht je und je gelüstete, es auf die alte Art zu versuchen, daß er seinen Feinden den Fuß auf den Nacken setzt. Allein so geht es nicht. Denn auch der Stärkste muß merken, daß er dabei unterliegt, nicht seinen Feinden, aber sich selber. Eine leidenschaftliche Natur müßte sich zerreiben, wenn sie nicht Frieden fände.

Aber eben den bringt der Herr. Er faßt den Ungestümen an der Hand: Sieh, Lieber, auf deine Art hast dus nun probirt. Du siehst, mit welchem Erfolg. Möchtest dus nicht auch einmal auf die meine probiren?

Es ist eine harte Arbeit und das Leben nicht lang genug, sie ganz zu vollbringen.

Aber hinter Eines kommt man zuletzt: daß das Christentum die letzten Realitäten bietet, zu denen unsre innere Erfahrung vordringen kann.

Ein Laie

Verschiedenes

Zu dem Artikel über die Erdarbeiter in Nr. 30 erhalten wir aus Mölln von zuverlässiger Seite die Mitteilung, daß die von unserm Mitarbeiter gerügten Uebelstände in den Wohnungsverhältnissen dank der energischen Initiative eines Beamten inzwischen großenteils abgestellt worden sind. Der Wiederkehr ähnlicher Zustände soll möglichst durch Kontrolle und strengere Handhabung der bestehenden Bestimmungen gewehrt werden. Der unter den Leuten herrschende Ton sei mit der Zeit ein immer besserer geworden. Bezüglich der Pastorirung der Leute wird bemerkt, daß einzelne Geistliche ihnen schon von vornherein seelsorgerisch nachgegangen sind und selber vorgeschlagen haben, einen eignen Geistlichen damit zu betrauen, wie z. B. für die Strecke Mölln-Büchen. An einem bestimmten Ort auf der Lübecker Seite wird regelmäßig Gottesdienst für die Kanalarbeiter abgehalten, und ein katholischer Geistlicher bereist die ganze Strecke von Lübeck bis Lauenburg. — Diese dankenswerten Ergänzungen ändern nun freilich nicht viel an dem von Bode gegebnen Gesamtbilde. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Fürst Bismarck tot

31. 7. 98

Vorhin ist die Kunde durch das deutsche Land, durch die Welt geflogen, daß Fürst Bismarck hingeschieden! Der Herausgeber dieser Blätter bittet mich, noch heute ein Wort zu diesem erschütternden Ereignis zu sagen. Ihm selbst, dem Pfarrer, gestattet der Sonntag nicht, sich alsbald zu sammeln und auch nur die nächsten Gedanken aus bewegtem Herzen zu fixiren. Ja wer wäre heute imstande, sich zu sammeln und das rechte Wort zu treffen! Ist es denn möglich, heute schon etwas andres zu schreiben als Triviales, etwas, das uns morgen schon nicht mehr genügt? Ich habe zunächst nur die eine Empfindung gehabt, daß es mir unmöglich sei, überhaupt zu klaren Gedanken zu kommen. Aber so wird es eben sehr vielen, vielleicht den meisten unter den Lesern dieser Blätter gegangen sein, daß die Botschaft sie wie ein wahrer, wirklicher Schlag für ihr innerstes Gemüt getroffen hat — nicht anders als seiner Zeit die Botschaft vom Hingang unsers alten Kaisers. Ist das aber nicht zugleich das Charakteristische an Bismarcks Größe, daß wohl letztlich Alle in Deutschland irgendwie, verehrend oder grollend, zu ihm ein persönliches Verhältnis gehabt haben, daß er es unserm Volke nicht bloß sachlich, sondern auch gemütlich anthat? Wer lebendig teil hat an deutschem Wesen, er mag übrigens evangelisch oder katholisch sein und einer Partei angehören welcher er wolle, wird den Eindruck gar nicht haben vermeiden können, daß an Bismarck etwas sei, was ihn innerlich anfasse, ja was ihn sympathisch ergreife, selbst wenn er sich noch so schwer von ihm befehdet sah oder verletzt fühlte!

Was war das Geheimnis, der Zauber dieses Gewaltigsten von unsrer Nation, als daß er eben kerndeutsch war, ganz und gar ein germanischer Recke, noch einmal einer von den alten Helden, an denen die Sage die Urkraft und Urgesundheit unsers Volkswesens uns vor Augen stellt. Eine große, hochragende Gestalt, mit Augen, die ebenso freundlich wie furchtbar sein konnten. Kein Denker, und doch voll der tiefsten Gedanken, von elementarer Kraft des Fühlens, mit Liebe und Haß sich ganz erfüllend, aber in wundersamer Klarheit des Bewußtseins sich darüber haltend, immer gebändigt, nie seine Ziele vergessend, so machtvoll seinen Willen bethätigend, daß er der „eiserne Kanzler" zu heißen vollauf verdiente, aber nie roh, nie ungeschlacht. Er war wahrlich kein friedfertiger Mann, streitfroh bis in seine letzten Tage, aber doch jederzeit so, daß man es merkte, es gelte ihm nur, schädliche Gewalten zu überwinden, schlimme Geister zu bewältigen und zu binden. Kein Volksmann, durch und durch ein Mann von adligem Blute, mit lebhaftem Standesbewußtsein, aber kein Junker im kastenhaften Sinn des Ausdrucks; mit großartigem Selbstgefühl, aber ohne Prätensionen; von unbeugsamem Freiheitsgefühl auch seinen „Herren" gegenüber, und doch ein wirklicher Diener derselben, niemals bloßer Beamter, bloßer „Minister," und doch seiner Absicht nach nichts andres als ein Helfer, ein Ratgeber, zuletzt ein Beauftragter seines Königs: es war ihm immer im Herzen gegenwärtig, daß alle Ehre dem König oder dem Kaiser gebühre, ihm aber für die Befehle, die er vollstrecke, vor Gott und dem Vaterlande die Verantwortung.

Gewiß, er war ein Kanzler von solcher Art, wie er gerade unsrer deutschen Idee über den Monarchen und seinen obersten Diener entspricht, als erster Kanzler des neuen Reichs zugleich, so meinen wir, der typische Kanzler, das Vorbild aller weitern, ganz und gar ein deutschgeschaffner Staatsmann. Aber was uns oft noch viel mehr ans Herz drang, das war, was wir an dem Privatmann sahen. Wen hätte es nicht immer wieder an deutsches Wesen gemahnt, wenn er hörte, welche Wärme und Zartheit der „wilde Bismarck" in das Verhältnis zu den Seinen, vorab zu seiner geliebten Frau, jederzeit gelegt hat, wenn er des Mannes gedachte, der auch auf der Höhe eines unvergleichlichen Ruhmes, einer, wie es scheinen konnte, unermeßlichen Macht die Sehnsucht nach dem einfachen Landleben behielt, aus dem er hervorgewachsen, des Mannes so voll Heimatsgefühls, so voll besondrer Anhänglichkeit an sein Vaterland im engern Sinn, der sich stets als Märker empfand und mit Vorliebe sein Plattdeutsch redete, der ein rechter Gutsbesitzer blieb, dem seine Aecker und Wälder ans Herz gewachsen waren, der auch Pferd und Hund in seine Affektion nahm!

Endlich aber noch Eins. Doch dafür muß man evangelisch sein, um das würdigen zu können. Wem wäre es nicht immer wie ein rechter deutscher Zug an dem hohen Manne erschienen, daß er zwar bei gegebner Gelegenheit nicht damit zurückhielt, zu bekennen, daß ihm Gott und ewiges Leben kein leerer Wahn seien, vielmehr ihm unentbehrliche Ueberzeugungen, daß ihm sittliche Selbstbeherrschung und sittliche Auffassung der von ihm geleiteten Staatsdinge zur Selbstachtung und zur eigentlichen Lust an seinem Leben und seinem Schaffen gehöre — daß er das aber nie unnötig im Munde führte. Bismarck war höchst schlicht, aber tief und wahr und frei in seiner Religiosität. Das ist uns evangelischen Deutschen noch ganz im besondern wohlthuend an ihm gewesen.

Ich habe nicht die Möglichkeit, irgendwie in eine Charakteristik dessen einzutreten, was Fürst Bismarck uns als sein Lebenswerk hinterlassen hat. Das ganz zu würdigen wird auch keinem von denen gelingen, die sein Walten mit erlebt haben und noch unter den vollen Nachwirkungen stehen. Es würde sich nicht ziemen, allenthalben sein Lobredner zu sein, aber noch viel weniger, irgendwo heute anders als mit heißem Danke seiner zu gedenken. Zu seinem achtzigsten Geburtstag hat die Christliche Welt eine treffliche Skizze seiner grundsätzlichen Haltung als Staatsmann gebracht aus der Feder eines unsrer besten Kirchenhistoriker. Darauf sei nur hingewiesen.

Mir ist heute zu Mute, wie oft dann, wenn ich am Meere oder auf hohen Bergen dem Untergehen der Sonne zugeschaut habe. Lange hatte der purpurne Ball, der sich anschickte, zur Rüste zu gehen, noch am Himmel gestanden, ganz langsam sinkend, die Luft noch mit immer ruhiger werdendem Leuchten erfüllend. Endlich, zuletzt unvermutet plötzlich, sinkt das letzte Stück, und uns überfällt ein seltsames, tiefinnerliches Frösteln. Wir wissen noch nicht, was der 30. Juli 1898 für die Weltgeschichte bedeutet. Wir sehen nur, daß das inhaltsreichste Blatt unsrer neuern Geschichte jetzt völlig umgewendet ist. Wieviel uns heilsame Furcht Andrer mag nun ganz zu Ende gekommen sein und noch kommen! Wieviel Möglichkeit der Ratserholung, die wir noch besaßen, ist jetzt endgiltig geschwunden! Gott sei mit unserm deutschen Volke und mit dem Kaiser! K

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Eisenach! Donnerstag den 6. Oktober abends 6 Uhr Vorversammlung: „Die Christliche Welt inmitten der heutigen kirchlichen und theologischen Lage." Freitag den 7. früh 9 Uhr Hauptverhandlung über „Das Evangelium der Reformation und die Gegenwart." Referent Professor Loofs. Beide Versammlungen im Gewerbehause, nahe dem Theater. Am Nachmittag des 6. (und 7.) Zusammentreffen auf der Wartburg.

Frankfurt a. M.: 8. August, 4 bis 6 Uhr nachmittags, Rosenau, Reuterweg 8: Welche Anforderungen stellt die Gemeinde an die Predigt?. (Referent ein Laie. Man beachte das Datum.)

Vierzehnte Jahresversammlung

des

Allgemeinen Evangel.-Protest. Missionsvereins

in **Frankfurt a. M.**

am 20., 21., 22. September 1898

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein gedenkt seine vierzehnte Jahresversammlung am 20., 21. und 22. September in Frankfurt a. M. zu halten. Das Programm teilen wir untenstehend mit. An die Mitglieder, Gönner und Freunde unsers Vereins und an alle evangelischen Christen, denen die Förderung des Missionswerkes in unsrer Gegenwart am Herzen liegt, richten wir die dringliche Bitte, unsrer Einladung nach Frankfurt a. M. folgen zu wollen. Die unaufhörlich wachsende Ausdehnung der Missionsarbeit, die Fülle von Aufgaben, die sie stellt, und die Menge von Mitteln, deren sie bedarf, macht die Mithilfe aller beteiligten Kreise und das einmütige Zusammenwirken aller Missionsfreunde zu einer gebieterischen Pflicht. Möchten ihrer Viele persönliche Neigungen und Abneigungen, die Gegensätze der kirchlichen Parteien, die Unterschiede theologischer Erkenntnis und Lehre dahinten lassen und unsern Verhandlungen mit gutem Rat eifrige That leihen! Gott wird es segnen, nicht bloß bei den fernen Völkern Asiens, sondern auch bei uns in der Heimat!

Der Vorstand
des Frankfurter Allgemeinen Evangel.-Protest. Missionsvereins
Der Zentralvorstand
des Allgemeinen Evangel.-Protest. Missionsvereins

Das Büreau befindet sich von Montag, den 19. September 5 Uhr nachmittags an während der Dauer der Versammlung in dem Saale der Polytechnischen Gesellschaft, Neue Mainzerstraße Nr. 49. Ueber Logis erteilt erwünschte Auskunft das Wohnungskomitee. Adresse: Direktor Ph. Weydt, Hynspergstr. Nr. 5 oder Neue Mainzerstr. Nr. 49.

Programm

Montag, den 19. September 1898, abends 8 Uhr: Zusammenkunft im „Taunus," Große Bockenheimerstraße.

Dienstag, den 20. September, vormittags 9 Uhr: Konferenz des Zentralvorstandes in der „Alemannia," Schillerplatz; abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der St. Katharinenkirche. Predigt: Oberkonsistorialrat Professor D. Köstlin aus Gießen. Nach der Predigt: Abordnung des für Japan bestimmten Missionars Pfarrer Haas durch den Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt aus Berlin; abends 8 Uhr: Gesellige Zusammenkunft in der „Alemannia," Schillerplatz. Ansprachen von D. Ehlers, Pfarrer D. Buß, Kirchenrat Professor D. Bassermann.

Mittwoch, den 21. September, im Saale des Evangelischen Vereinshauses, Neue Mainzerstraße Nr. 41, vormittags 9 Uhr: Generalversammlung, geschäftlicher Teil; vormittags 10 Uhr: Generalversammlung, öffentlicher Teil: 1. Eröffnung durch den Präsidenten Prediger Dr. Arndt, 2. Begrüßungen, 3. Jahresbericht, 4. Vortrag des Professors D. Holtzmann aus Straßburg: „Theologie und Mission"; 5. Ansprache des Missionars Pfarrer Haas; nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagsmahl im Saalbau; abends 7 Uhr: Volkstümliche Versammlung in den reservirten Sälen des Forsthauses. Ansprachen von Pfarrer Teichmann, Professor D. Pfleiderer, Oberhofprediger D. Spinner, Frau Dekan Bickel, Pfarrer Munzinger, Gymnasiallehrer O. Schmiedel.

Donnerstag, den 22. September, Ausflug nach Wiesbaden. Volkstümliche Abendversammlung. Ansprachen: Pfarrer Beesenmeyer oder Dekan Bickel, Pfarrer D. Rade, Pfarrer Wolf, Missionar Haas.

Die Beteiligung der Frauen und Jungfrauen an allen Veranstaltungen der Jahresversammlung ist dringend erbeten.

Thee Souchong, Congo, Pekoe, sowie sachgemäße Mischungen empfiehlt und versendet
Alfred Böhm, Stuttgart.

Einladung

zur

Gedenkfeier der Innern Mission

und zum

fünfzigjährigen Jubiläum

des

Zentralausschusses für die Innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche

am 21. September 1898 in Wittenberg.

1. Vormittags 9 Uhr: **Festgottesdienst in der Schloßkirche** (Abt D. Uhlhorn aus Hannover) und **in der Stadtkirche** (Generalsuperintendent Vieregge aus Magdeburg).
2. Vormittags 11 Uhr: **Festakt in der Stadtkirche** (Festrede: Generalsuperintendent D. Hesekiel aus Posen).
3. Nachmittags 2 Uhr: **Gemeinsames Mittagsmahl im Gasthof zur Reichspost.**
4. Nachmittags $4^1/_2$ Uhr: **Im Kaisergarten öffentliche Nachversammlung** mit Ansprachen vom Direktor D. J. Wichern aus Hamburg, Inspektor Pfarrer G. Fliedner aus Kaiserswerth, Pfarrer Scholler aus Nürnberg und Pfarrer Lic. Weber aus München-Gladbach.

Alle auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses stehenden Evangelischen, Geistliche und Nichtgeistliche, insbesondre auch alle Vorsteher, Vertreter und Mitglieder von Vereinen und Anstalten der Innern Mission werden hiermit zur Teilnahme an dieser Gedenkfeier angelegentlich eingeladen.

Der Ortsausschuß hat es übernommen, für Beschaffung von Wohnungen zu sorgen; es wird daher gebeten, sich spätestens bis zum **10. September** bei Herrn Hofbuchhändler **Wunschmann in Wittenberg** anzumelden.

Der Zentralausschuß für die Innere Mission
Der Provinzialausschuß für Innere Mission in der Provinz Sachsen
Die Konferenz für Innere Mission im altsächsischen Kurkreise

Verlobt:
Martha Rooseboom
Georg Bornkamm
cand. theol.
Haag, Buitenhof 42. — Wittenberg, Kgl. Pred.-Sem.

Meine Verlobung mit Fräulein **Else Capelle** aus Göttingen, Tochter des verstorbenen Domänenrats Herrn Adolf Capelle und seiner Gemahlin Caroline, geb. Steineke, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.
Bergebersbach im Juli 1898. bei Dillenburg,
Friedrich Kinzenbach, Vikar.

Gottes Güte erfreute uns durch die Geburt eines gesunden **Töchterchens.**
Stade, den 24. Juli 1898.
Pastor Lic. **Rolffs** und Frau **Else,** geb. Grotefend.

Suche für meine Schwester, zweiundzwanzigjährige Waise, Stellung als Stütze der Hausfrau, Erzieherin kleiner Kinder.
A. Schulz, cand. theol., Guben, Salzmarktstraße 22.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für **Mädchen** höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Helle,** Meran.

Portrait- Vergrösserungen nach jeder Photogr. in künstl. Ausführung. $^1/_2$ Lebensgr. v. Mk. 8.50 an. Verlangen Sie Prosp.
Gebr. Schmidt, Kunsthdl., Hannover I.

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 70.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Liebe Leser!
Bitte einen Versuch zu machen mit je 9 Pfd. netto frko. Gutsbutter fr. u. schmackhaft I. S. M. 6.—. Blumenhonig naturr. hell I. S. M. 4.50. $4^1/_2$ Pfd. Butter u. $4^1/_2$ Pfd. Honig, beide M. 5.25. 60 St. fr. Kroneneier M. 3.—. Gänsefedern, schneew. daunenreiche, pr. Pfd. M. 1.20. Halbdaunen M. 1.50, dieselben geschlissen pro Pfund M. 2.20. Halbdaunen M. 2.50. (Muster-Federn kostenfrei.) Für beste Bedienung garantire.
T. Jawetz, Buczacz Nr. III.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Vom Jahr 1898 an erscheint in meinem Verlage:

Archiv für Religionswissenschaft

in Verbindung mit

Professor W. BOUSSET in Göttingen, Professor Dr. G. BRINTON in Media-Pennsylvania, Professor Dr. H. GUNKEL in Berlin, Professor Dr. E. HARDY in Freiburg (Schweiz), Professor Dr. A. HILLEBRANDT in Breslau, Dr. K. KARLOWICZ in Warschau, Professor Dr. R. PIETSCHMANN in Göttingen, Gymnasialrector Prof. Dr. ROSCHER in Wurzen bei Leipzig, Professor Dr. B. STADE in Giessen, Professor Dr. E. STENGEL in Greifswald, Geheimerat Professor Dr. K. WEINHOLD in Berlin, Professor Dr. A. WIEDEMANN in Bonn, Professor Dr. H. ZIMMERN in Leipzig und anderen Fachgelehrten

herausgegeben von

Dr. phil. **Ths. Achelis**
in Bremen.

Das Archiv erscheint in Bänden zu je 4 Heften im durchschnittlichen Umfange von 6 Bogen und kostet M. 14.— pro Band.

Das „Archiv für Religionswissenschaft," zu dessen Herausgabe sich mehr als 300 der berufensten Forscher des In- und Auslandes vereinigt haben, will in erster Linie zwischen der Sprachwissenschaft und Völkerkunde, welche trotz ihrer Verwandtschaft einer stets wachsenden Isolierung zu verfallen drohen, die längst ersehnte Fühlung herstellen und ein Organ für deren monographische Detailuntersuchungen wie für die zusammenfassende und verallgemeinernde Betrachtung derselben schaffen. Aber ausser diesen Disziplinen haben auch die Culturgeschichte, Philosophie und Theologie an der Lösung der hier in Frage stehenden Probleme ein Interesse und werden sich daran beteiligen.

Was das Gebiet betrifft, auf das sich diese ganze wissenschaftliche Arbeit richtet, so wird der gewöhnliche historisch-chronologische Maasstab völlig aufgegeben. Es handelt sich vielmehr um die **Zergliederung des geistigen Wachstums der Menschheit** überhaupt, resp. der einzelnen Völkergruppen, in welche sich das genus Homo sapiens spaltet. Auf folgende Gebiete wird besonders Bezug genommen werden: 1. Griechische Mythologie. 2. Römische Mythologie. 3. Slavische (nord-, südslavische, finnisch-ugrische) Mythologie. 4. Germanistik. 5. Romanistik. 6. Sanskrit. 7. Egyptologie. 8. Assyriologie. 9. Semitisch-arabische Mythologie. 10. Altpersische (Avesta) und neupersische Mythologie. 11. Christliche Mythologie. 12. Mythologie und Religion bei den Naturvölkern in Asien, Afrika, Australien (Polynesien), Amerika. 13. Volkskunde. 14. Religionsphilosophie.

Darnach wird das Archiv in erster Linie streng wissenschaftliche Untersuchungen über die genannten Disziplinen bringen. Den zweiten Bestandteil werden kürzere Mitteilungen von Reisenden, authentischen Beobachtern der Naturvölker oder von andern Forschern, sowie kürzere Aufsätze über wichtige Probleme ausmachen. Daran werden sich Rezensionen wichtiger litterarischer Erscheinungen auf allen in Betracht kommenden Gebieten, gelegentlich auch kritische, mehr oder minder umfassende Orientierungen über die betreffenden Disziplinen anschliessen.

Das Archiv wird in erster Linie eine deutsche Revue sein; doch werden auch englische und französische Beiträge Aufnahme finden.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Statistik und Gesellschaftslehre.

Von
Dr. **G. von Mayr,**
Kaiserlichem Unterstaatssekretär z. D.,
Professor an der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg.

Erster Band:	Zweiter Band:
Theoretische Statistik.	**Praktische Statistik.** I. Bevölkerungsstatistik.
Lex. 8. 1895. M. 5.—, geb. M. 6.—.	Lex. 8. 1897. M. 12.—, geb. M. 13.—.

(Aus „Handbuch des Oeffentlichen Rechts.")

II.

„Der vorliegende Band bietet aus der Feder der ersten Autorität auf dem Gebiete statistischen Wissens und Könnens eine dem heutigen Stande der Forschung entsprechende Darstellung der Bevölkerungsstatistik, ein Lehr- und Handbuch für Lehrer und Lernende, das durch die Literaturnachweise und das Sachregister zugleich ein publizistisch höchst brauchbares Nachschlagewerk ist, welches auch der Politiker gern benutzen wird. Die echte und rechte Durchdringung von Theorie und Praxis ist einer der Hauptvorzüge des Mayr'schen Buches. Es bietet uns erstmals ein System der Demologie in streng logischem Aufbau."

Literarisches Centralblatt 1898, Nr. 25.

Einleitung in die evangelische Dogmatik.

Von
D. P. Lobstein,
Professor der Theologie in Strassburg.

Aus dem Französischen übersetzt von Pfarrer a. D. Maas.
Vom Verfasser durchgesehene und stark vermehrte Ausgabe.
8. 1897. M. 5.60. Gebunden M. 6.60.

„Das Buch unterscheidet sich von vielen in der wohlthuendsten Weise durch seine vornehme klassische Ruhe, in der auch dem Gegner alle Anerkennung gezollt und seinen Bestrebungen volles Verständnis entgegengebracht wird. In dieser Beziehung können wir es unbedingt empfehlen. Dass Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung bei dem Verfasser in einem Maasse vorhanden ist, wie selten bei einem Vertreter seines Standpunktes, beweist er uns am deutlichsten damit, dass er die viel geschmähte orthodoxe Dogmatik der lutherischen Kirche, so sehr er ihr Prinzip ablehnen muss, doch in ihrer Notwendigkeit und in ihrem Wert zu schätzen versteht, ja in ihr einen Reichtum dogmatischer Erkenntnisse verborgen findet."

Leipziger Zeitung.

Chronik der christlichen Welt

Nr. 31. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Im Zusammenhange mit den Stöckerprozessen; Ueber die Evangelisationsbewegung; Ueber den neunten Evangelisch-sozialen Kongreß — Evangelische im Auslande: Ueber den französischen Protestantismus; Die antiklerikale Bewegung in Frankreich; Beurteilung der Reformbewegung im französischen Klerus durch deutsche katholische Theologen; Christlich-Soziales aus dem Kanton Bern; Die amerikanischen Kirchen im Jahre 1897 — Römische Kirche — Versammlungen — Verschiedenes — Vermischte Nachrichten

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Theologische Rundschau

herausgegeben von

Lic. **W. Bousset,**
Professor in Göttingen.

Monatlich ein Heft. Abonnementspreis für 12 Hefte M. 6.—.

Inhalt des 9. und des 10. Heftes:

Hippolytus — Bernoulli. Apostelgeschichte und apostolisches Zeitalter — Clemen. Mittlere Kirchengeschichte — Meyer. Apologetik — Mayer und Titius. Religionsunterricht — Fauth. Der Text des Neuen Testaments — Bousset. Moderner Katholicismus — Werner. Allgemeine Dogmatik — Ritschl. Liturgik — Bürkner.

„Die Theologische Rundschau hat fraglos nach Zweck, Umfang und Art eine Zukunft und kann beanspruchen, als ein Ereignis der theologischen Gesamtarbeit genommen zu werden. Der umfassende Umfang, in dem sie die christliche Religionswissenschaft und ihre Grenz- und Hilfsgebiete behandelt, lässt die Sehnsucht nach einer Feststellung der göttlichen Ewigkeitsmomente in allem Zeitwesen und seinem Flusse erkennen. Am wichtigsten erscheint mir die Art, in der man hier arbeitet: die einhellige Kraftverbindung der modernen wissenschaftlichen Theologie, ohne Rücksicht auf haarspaltende Richtungsfragen und alle verwerfliche Parteidisciplin. Die Zeitschrift ist, wie schon der Blick auf die Mitarbeiterliste lehrt, ein schönes Unionswerk der theologischen Geister. Es ist höchste Zeit, und darum eine rechte Freude, dass wir wieder geschlossener zu arbeiten fähig werden. Seinem Inhalte nach ist das Unternehmen natürlich zunächst für die Zunft bestimmt. Aber kein Gebildeter mit irgendwie einschlagenden Interessen kann an dieser vorzüglichen Fundgrube achtlos vorübergehen. Er wird hier Auskunft und Belehrung über allgemein interessante Zeiterscheinungen und einzelne bedeutende vielumstrittene Bücher suchen. Die Rundschau sorgt für beide Wünsche mustergiltig. Die Zeitschrift ist ein segensreiches Unternehmen im Dienste der christlichen Religion und wird hoffentlich eine Geschichte erwerben."

Der Protestant. 1898. Nr. 29.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig